

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die badische Schule

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Schillers Sendung.

Von Herbert Enzarz.

Wer Schiller fassen will, muß ein Jahrtausend umfassen. In mancher deutschen Dichtung liegt ein reicheres, in keiner ein größeres Deutschland enthalten. Von keinem Punkt ist unser ganzes Geschick, ist die Gesamtentwicklung unserer Literatur geschlossener zu überschauen.

Schiller bleibt unvergleichlich mehr als alle seine breiten Auswirkungen. An der Drei-Länder-Ecke von Kunst, Philosophie und Religion ragt einer der kühnsten Leuchttürme, die die christliche Menschheit erblickt hat. Nie haben flammendere Farben ins Tiefste des Menschen hinein, ins Fernste des Weltalls hinaus geleuchtet. Dächte man Schillers und etwa Shakespeares Werk als einzige Kunde unserer Erde dem Mars übermitteln, dann würde Shakespeares Schöpfung die unerreichbare Arche Noah der menschlichen Arten, Schiller hingegen die unersetzliche Botschaft vom Menschen als kosmischer Gattung bringen. Hier geht es nicht nur um Dichtung als Dichterwerk; hier gilt es die Grenzen der Dichtung, ihr Sakrament, ihr Schicksal.

Was Schiller von all seinen Nachbarn und Ahnen scheidet, ist ein neues Verhalten der Dichtung, ein neuer Sinn und eine neue Ausdehnung des Worts überhaupt. Er ist der Potentat der deutschen Literatur. Vereint Goethe alle namenlosen Reichtümer, alle Samen und Säfte der deutschen Erde in weltumspannendem, weltbedeutendem Ich, behütet Földerlin den ewigen Mythos der deutschen Sprache, das orphische Vater- und Mutterland deutschen Wesens, so kündigt Schiller zuvörderst das Reich und die Macht deutschen

Geists. Er ist der weltgeschichtlichste Dichter der deutschen Literatur. Nirgends seit Luther hat Geist als Geist in ähnlichem Ausmaß Geschichte gemacht und Geschichte verleiht. Wir mögen manchen wüchsigeren und gnadenreicheren Dichter besitzen als den geheimnislosen, Jean Paul sagt „felsigen“ Schiller. Wir haben keinen zweiten, der das Dichterische so gewaltig in alle menschlichen Dinge greifen, das Irdische bewegen und verwandeln ließe.

*

Schillers Ideen sind kein Schlaf des Weisen, des Gerechten oder des Seligen über der Wirklichkeit. Sie sind ein Ruf an die Wirklichkeit, ein Gebot, das sich immer nur handelnd und letztlich nur tragisch vollstrecken läßt — und insofern ein Wesensausdruck unserer ganzen Geschichte, die schon als solche anmutet wie eine Kette von Tragödien, ebendadurch aber den zeugenden Atem des Allgeists treuer bewahrt als irgendeine glücklichere.

Goethe enttatkräftigt die deutsche Dichtung und Bildung; um diesen Preis hält er sie lauter, frei von Zwisten und Verträgen, heute so licht und neu wie je. Goethe ist immer da. Schiller muß immer wiederkehren. Schon Goethes Sprache ist unerschöpfliches Quellen, Keimen und Blühen, fast wie der Erdgeist selbst. Die Sprache Schillers, unendlich in ihrer Bewegung, Erhebungs- und Heiligungskraft, bleibt ihren Vorstellungsbeständen nach ein endliches, ein scharf umgrenztes System, gleichsam ein wohlgedrilltes Meer von Bildern und Begriffen. Die Epigonen Goethes

sind vorwiegend formlos; Goethe kann nicht kopiert noch parodiert werden. Der Nachtrag Schillers aber neigt dem Manierismus zu; die tragische Bibel wird zur rhetorischen Fabel, manchmal nicht unähnlich dem Schatzkästlein gebrauchsfertiger Redensarten im Anhang unserer lateinischen Lese- und Übungsbücher.

Aktivistische Stile sind karger als kontemplative. Schiller entreißt die Dichtung der Betrachtbarkeit und Besinnlichkeit. Er heißt den Geist mit nie erhörter Wucht nach der Wirklichkeit gieren. Schon hierdurch zählt er zu den Gründern unseres politischen Zeitalters. Ja, wir nennen ihn den politischen Dichter Deutschlands. Sein Werk ist die seit Luther umfassendste Wandlung von Glaubens- und Herzensmächten in Tatgewalten.

*

Die Schöpfung Schillers ist die reinste und reifste Schlichtung der religiösen Entzweiung Deutschlands. Nicht Leibniz, der so rühmliche Versuche zur Wiedervereinigung der Bekenntnisse macht, erst Schiller, im Bund mit Goethe, hat den Dreißigjährigen Krieg begraben. Nicht Luther noch Kant haben das ganze Deutschland erobert. Schiller hingegen hat den schroffsten und kostbarsten Dingen des Protestantismus, in ihrer unverkümmerten Schroffheit und Kostbarkeit, überkonfessionelle, groß- und gesamtdeutsche Einkörperungen geschaffen. Einkörperungen, die noch da menschlichen Eingang finden, wo der Protestantismus als solcher auf runde Ablehnung stieß.

*

Den deutschen Geist gestalten und verkörpern seit dem Mittelalter zwei das ganze Leben der Nation umgreifende Faktoren: die Glaubensspaltung und die Unmöglichkeit einer realpolitischen Einigung des Gesamtvolks. Während die übrigen germanisch-protestantischen Kulturen einen einsinnigen, mehr oder weniger geraden Weg in konservativ-demokratische Ordnungen einschlagen, nimmt unser Schicksal, von damals bis heute, einen durch und durch tragischen Gang. Schon die jahrhundertelange Zurückdrängung, ja Ausschaltung wertvoller Randgebiete — durch die jüngste Teilung Europas, 1919, auf eine neue Spitze getrieben — gibt unserem Nationalcharakter die radikale, polare Natur, der sein Mangel an Gleichgewicht, aber auch seine unabsehbaren Möglichkeiten, seine Werbe- und Wandelkraft, seine Jugendlichkeit entspringt. Auch die deutsche Reformation, die doch entscheidende Mächte der Volks- und Spracheinheit hervorbringt, bleibt zäher als all ihre Schwestern den Sonderhaltungen des Glaubens, minder als jene den ökumenischen Werten, den Werten für schlechtweg alle, etwa den allgemeinen Satzungen eines „Cant“ ergeben. Heroische und ökumenische Kräfte klaffen in tausend Formen auseinander. Und da den fortzeugenden Spaltungen ein immer helleres Bewußtsein der Einheit entgegentritt, da gerade die Zeiten der schroffsten äußeren Spaltung die dichteste innere Einheit erwecken und umgekehrt, erneuert und bewahrt die deutsche Welt sich durch Streit oder Selbststreit.

Diesem Schicksal nun — die Begriffe sind selbstverständlich nur Wegweiser, nicht die geschichtliche Landschaft selbst — hat Schiller die größten deutschen Tragödien entrunnen. Er hat den letzten Sinn dieses

Schicksals geformt, dieses Schicksal bejaht und gerechtfertigt. Dem Satz des Montesquieu: „Glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilig ist“ stellt Schiller die Botschaft entgegen: Gewaltig das Volk, dessen Geschichte tragisch ist. Und Schiller wie keiner hat durch die Entzweiung, die Tragik als solche das Dritte, das Eine beschworen, zu dem gerade die Träger des härtesten Loses erwählt sind.

Doch dieses Los fällt nicht erst in der Reformation. Unsere Literatur ist fast ebenso weit, als unser Gedächtnis zurückreicht, ein immer wieder an den Grundfesten des deutschen Wesens rüttelnder Prozeß zwischen germanischer und christlicher Welt, Nord- und Süd-Anpassung. Dieser Prozeß, der erstmals in der Hochblüte der Staufer, in Wolframs und Walters Tagen eine verhältnismäßige Einheit deutscher Kunst und deutschen Lebens gebiert, entbrennt mit erneuter Wucht noch am Ende des Mittelalters. Dann aber erstellt erst wieder das klassisch-idealistische Zeitalter ein allumfassendes Zusammenspiel der Kräfte. Erst in Klopstocks, Lessings und Wielands Tagen rundet sich, nach mehr als zwei Jahrhunderten der weitesten Zerrissenheit, die breite Einheit von katholischer und protestantischer Literatur. Und erst in Weimar wird der volle Einklang der deutschen Bildung gestiftet, der erste seit dem christlichen Mittelalter. Gerade Schiller, er ist ebendarum der Klassiker unserer Gegenwart, hält alle Räume, alle Wesensspannungen der deutschen Seele zusammen.

Die Dichtung Schillers bekehrt gleichsam Recken zu Christen, lehrt Berserker sehen und singen, führt gerade die Stärksten und Standhaftesten der größten Gemeinschaft entgegen — und heißt sie dennoch Helden und Täter bleiben. Wie der mächtigste Schritt der neueren Weltgeschichte daraus entspringt, daß gerade die stärksten Völker der Erde zum Christentum sich bekehren; wie dann die europäische Renaissance, scheinbar für immer welt und sied, einen ganz ungeahnten Gipfelweg betritt, als die von vornherein vielleicht künftfremdesten der Kulturnationen ihr Ringen um die antiken Formen von Neuem aufnehmen; ebenso bleibt es die Herakles-, die Jahrtausend-Arbeit Schillers, gerade die Kühnsten und Zähesten, die gründlichst Denkenden und tapferst Handelnden der Schönheit und Menschlichkeit zu gewinnen. Schillers Kunst führt Germanen als Germanen in das Christentum, Puritaner als Puritaner nach Griechenland. Bei Goethe ist das reichste, bei Schiller das größte Deutschland. Goethe, als Lebenslehrer und -führer betrachtet, verpflichtet denn doch allzu wenig. Schiller verpflichtet jedermann zu Dienst und Opfer. Er bekehrt die Stärksten zum Frieden, zur Schönheit, er ruft auch noch die Schwächsten zum heldischen Waffengang für das Recht. Wohl nirgends seit dem Mittelalter war und wirkte eine Dichtung Dienst und Opfer wie diese. Und nirgends seit dem Mittelalter waren heroisches und ökumenisches Gesetz, waren auch Glaube und Schönheit tiefer durchdrungen.

Schillers Tragödie ist zuvörderst eine Schule des Heroismus, des sich Überwindens und, nach Jakob Böhmes Wort, sich „freudig“ Überwindens; ein Gebot an jedermann, für sein Ideal sein Leben zu wagen. Jede Sache ist so viel wert, wie wir für sie zu leiden,

zu opfern vermögen. Ideen müssen in Flammen gehärtet, mit Herzblut besiegelt werden. Es gibt kein menschliches Recht, das wir nicht selbst vom Himmel holen müßten. Sich für sein Recht, seine Idee erschlagen lassen, das ist die höchste Kraft und das äußerste Mittel, das Recht an sich zu reißen und die Idee zu verwirklichen.

Die nämliche Tragödie fordert aber auch, sich für die Menschheit erschlagen zu lassen, die Menschheit nicht so sehr als Zeitgenossenschaft denn gleichsam als Jahrtausend-Garbe des Lebens nach dem Ideal hin. Die Menschheit Schillers ist vor allem ein Zusammenhang der Zeiten und Geschlechter; jeder ist so weit Glied der Menschheit, als er den fernsten der Kommenden dient. So wird auch die Menschheit zur Aufgabe, zum Vorwärts jedes einzelnen. Die Blutsgemeinschaften sind hiermit nicht ausgeschlossen; sie sind Schiller nicht unbekannt, sondern selbstverständlich und unberührbar. Schillers Begriff der Menschheit steht dem Übermenschen unendlich näher als etwa dem *homme moyen*, den Eckehart und Nietzsche unvergleichlich näher als den Mirabeau oder Bentham. Schillers Humanität ist ein Wort von Erz, nicht von Schmalz. Ihre Templeisen tragen „der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich“. Sie ist ein Gebot der Vermenschlichung des Geldentums, das Gebot eines Diensts, eines Opfers für alle. Schillers tragischer Heroismus, ausdrücklich seit dem „Don Carlos“, birgt ein messianisches „für alle“.

Ist es also ein Zufall, daß Schiller einen Luther, einen Gustav Adolf, einen Friedrich den Großen geplant, hingegen einen Don Carlos und einen Wallenstein geschrieben hat? Daß nicht die protestantische Elisabeth, sondern die katholische Maria seine Heldin wird? Daß der durch und durch heroische Vorwurf der „Malteser“ an einem Formproblem scheitert? All das geschieht wider Willen! Von Schillers Vorurteil gegen die Römische Kirche wird manches erstaunliche Beispiel zu geben sein, vom Pater der „Räuber“ bis zu den Hintertürhütern des „Wallenstein“, dem Meuchler der „Braut“, den barmherzigen Raben des „Tell“. Doch es ist Geist von Luthers Geist und Blut von Friedrichs Blut, was im katholischen Motiv der „Jungfrau“ tragisch wird (mit gutem Grund in keinem deutsch-katholischen Motiv, denn ein solches ließe Gefahr, eine gegnerische Partei zu fördern). Indessen tragisch werden heißt für Schiller erstlich heldisch werden, heldisch bleiben, zugleich aber zum Gelden aller werden, um aller Kommenden und zur Weiterführung der Menschheit Berufenen willen als Geld sich bewähren. Schillers Tragödie ist ihrem Wesen nach eine „Katholisierung“ des Geldentums, die Verbindung des Opfers mit dem höchsten Gut aller, aller das Höchste Suchenden, durchaus nicht aller Beliebigen. Es ist die tiefste Übereinstimmung zwischen Schiller und Beethoven. Auch Beethoven läßt die heroischsten Motive, etwa im zweiten Satz der Eroica oder noch greiflicher im „Fidelio“, in messianische Erlösungsklänge übergehen. Der Kampf wird nicht abgeblasen, sondern unendlich fortgetragen und dadurch in eine letzte Harmonie gerichtet.

Schillers Tragödie eint die beiden Seelen, deren wechselvolles Ringen und vielleicht auch wechselndes Recht die deutsche Geschichte beherrscht, deren Zerklü-

tungen und Umschwünge bedingt. In jedem Deutschen streitet ein heroisches wider ein ökumenisches Streben. Auch Protestantismus und Katholizismus verkörpern etwas von diesem Zwiespalt, der ja eben das Schicksal eines politisch und Konfessionell zerrissenen Volks ist. Schiller indes — wie neben ihm nur Beethoven — stellt das umfassendste Gleichgewicht her, dessen die deutsche Welt seit Luther fähig war. Im „Tell“ rückt dieser Einklang aus der tragischen Perspektive in den Bereich des befreit-befreienden Handelns hinüber. Die Antithese von Weimar und Potsdam ist hier erloschen ...

*

In Schillers Versen stürmt, wie nirgends vor Kleist, der heißeste *furor teutonicus*, dessen erzener Tritt in das Schicksal hinein an den Atem germanischer Heldendichtung gemahnt, die gleichfalls nicht bloße Gewalt frogt, sondern auch, von dem leid- und tatenschweren Los der Völkerwanderung durchzittert, ein tiefstes Verstehen menschlichen Planens und Handelns ausstrahlt; und ebenso wie dieser Vornenspruch die Wiege der ungeheuersten Kraftentfaltung umraunt, so tönt der Jambus Schillers jenem Kleinbürger, der binnen Jahrhundertfrist die größte Kraftleistung der neueren Geschichte vollbringen wird.

Warum indessen, fragen heute viele, drängt der dramatischste Genius Deutschlands nicht nach dem germanischsten Stil, dem Stil der Heldentlieder oder gar der isländischen Volksepik? Warum überhaupt Renaissance? Wir antworten nicht erst mit Hinweisen auf die Geistesgeschichte von anderthalb Jahrtausenden: Dort Völkerwanderung, hier Stuttgart und Weimar. Wir antworten bündiger: Schon darum, weil das weltgeschichtliche Los die Germanen nach Mitteleuropa geführt hat, tut Anpassung not, nicht bloß die Darwinische, sondern auch die Aristotelische Anpassung, die Vergung des Menschen ins Schicksal. Schwaben und Thüringen sind in jeder klimatischen Hinsicht dem Mittelmeer näher als Island. Gott entwurzelt den Saga-Stil, einen vollkommen landschaftslosen Stil, gleichsam schon dadurch, daß er Wein wachsen läßt. Natur wird zum Gruß, zum Geschenk. Der Blick verweilt in der Umwelt, trinkt Bilder und Farben.

Schillers Heimat ist Deutschlands einzige protestantische Landschaft, die unter dem vollen „römischen Sauch“ liegt. Mag sein, daß Schiller, der ja nie das Meer gesehen hat, allzu selten (dann allerdings erstaunlich hell) verspürt, daß sein Volk auch ein Seefahrer-Volk ist. Und doch scheint es in seiner Schöpfung oft, als ob nun die Männer der „Walfischstraße“ das Meer Homers, das Mittelmeer Goethes und Nietzsches grüßten, die Nord- und Nebelmänner nun zum erstenmal in Kornfeldern und Obstgärten erwachten — dies etwa drückt das süße Beben, der neue süße Stil des „Don Carlos“ aus, dieser schwächsten Tragödie und kostbarsten Dichtung Schillers, die den bildfremden Räuber-Trog Seele und Sinne öffnen heißt — es ist der Ton, nicht der parodische Inhalt, des Jubelrufs: „Königin! O Gott! Das Leben ist doch schön.“

Des weiteren aber liegt alles daran, daß jene Nordmänner im Korn- und Nebenland sich nicht verlieren: daß sie Gelden bleiben auch unter dem Kreuz, Gläubige

auch vor dem Bild, ewige Seefahrer zur Menschlichkeit und Schönheit. Und ebendies bleibt die Gewähr der Schillerschen Tragödie. Das Vermächtnis auch seiner Persönlichkeit, dieses beispiellos in sich befaßten, so groß getragenen und unbeschreiblich schönen Lebens, das uns erinnert an die Anekdote jenes Nordpolfahrers, der in arktischer Wüstenei, weit und breit keine Pflanze, kein Vogel mehr, einem einsamen Menschen begegnet und fragt: Was kann denn hier noch leben?, um die Antwort zu erhalten: Nur der Mensch („Nothing but man“) . . . Derselbe Unbekannte schreitet durch sämtliche Dramen Schillers. Insofern weist uns Schiller immer wieder auch in fels- und Eislandschaft zurück. Das scherzhaft Sibirien der „Anthologie“ („gedruckt . . . zu Tobolsko“) ist auch ein ernstes Sinnbild.

In Schillers Dichtung ist die straffste Bindung und die glücklichste Lösung deutschen Wesens. Sein Heroismus schließt den Humanismus, sein Ebenmaß alle Tatkraft ein, und umgekehrt. Die Räume seines Geistes sind häufig unerfüllt, doch alle Tage erfüllbar mit Leben und Blut. In seinem Lager ist das große, das größte Deutschland. Wer jetzt nach einem Humanismus ruft, der nicht auf Celtis und Erasmus, sondern auf den Grundwerten des Mittelalters ruhe, nach einem religiöseren oder germanischeren Humanismus also, in keinem wie in Schiller findet er auch dieses

Urbild wieder. Wer aus unserer neueren Dichtung den Atem des Hildebrandslieds, den Ordensgeist der Kreuzzüge, der hohen Minne und der festlichen Turniere beschwören möchte, der horche mit vorerst geschlossenen Augen in Schillers tragischen Vers. Und wenn es heute oder morgen wieder große Kunst und Kunst für alle geben kann, durch neuen Gemeinschafts- und Schicksalswillen, durch neues Aug-in-Aug mit Gott und mit der Erde, durch neue Einklänge von Dichtung und Philosophie und Religion, ihr nächster Ahnherr wird Schiller heißen.

Darum wollen wir vor das verwitternde Mal seines Ruhms einen grünenden Kranz des Lebens tragen.

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, Herrn Universitätsprofessor Dr. Herbert Tysarz, Prag, und des Verlages Otto Niemeyer, Halle (Saale) dem 1. Kapitel des neuen Schillerbuches zum diesjährigen 175. Geburtstag unseres großen Dichters entnommen (462 S., geh. 30 Xll., in Lwd. geb. 32 Xll.). Wir haben nicht viele solcher Dichter-Bücher, die alle Vorzüge in sich vereinigen: mitreisende Sprache und hohe geistige Schau. In der Schiller-Bibliographie nimmt Tysarz' Buch jedenfalls die erste Stelle ein. Was das Buch besonders empfiehlt, ist seine Umfassendheit, in der Schiller begriffen wird. So kommt es, daß Tysarz mit seinem „Schiller“ gleichzeitig ein großes und inhaltsreiches Stück deutscher Geistesgeschichte geschrieben hat. Bei Tysarz lesen wir zum erstenmal auch die Geschichte des Mythos Schiller.

Das deutsche Theater und das deutsche Schicksal¹.

Von Kurt Krauth.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, zu Ihnen zu reden vom Gestaltenwandel des deutschen Theaters im Zuge des deutschen Schicksals. Erwarten Sie von mir keine ästhetisch-literarische Besinnung über das Drama, keine philosophische Bestimmung des Wesens des Dramatischen — befürchten Sie keine tiefsinnige Spekulation über die Magie der Verwandlung, über die Verzauberung des Zuschauers — es geht mir auch nicht um die Sendung des Schauspielers, noch um die Gesetze und die Geheimnisse von Spielgestaltung und Spielraum —, sondern vielmehr um die drei schlichten Fragen:

Was hat das Theater mit dem staatlichen und weltanschaulichen Schicksal eines Volkes zu tun? Wie hat sich darum das deutsche Theater im Laufe von Jahrhunderten gewandelt? Was haben wir im neuen Reich vom Theater zu erwarten?

Wir wollen also von der politischen Funktion des Theaters sprechen und haben darum alle (freilich auch art- und zeitbedingten) ästhetischen, philosophischen und soziologischen Erscheinungsseiten des Theaters

¹ Vortrag, gehalten am 13. Juni auf der Kreistagung des NSLB, Kreis Lahr.

voraussetzen und nur dort zu streifen, wo sie die politischen Zusammenhänge klären und erhellen.

I. Was hat das Theater mit dem staatlichen Schicksal eines Volkes zu tun? Diese 1. Frage ist die Frage nach der politischen und sozialen Notwendigkeit des Theaters. Sie ist gestellt unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß das Theater auch unterhalten will und soll, daß es auch eine Aufgabe am einzelnen hat, daß es erheben will, erziehen und darüber hinaus offenbaren. Die Frage ist aber zum andern gestellt aus dem untrüglichen Wissen und dem unbestechlichen Glauben heraus, daß der Dienst am einzelnen und für den einzelnen, daß Schicksalschau und Erhebung und erst recht Unterhaltung für den einzelnen nicht der letzte und tiefste Sinn einer so alten und eindrucksvollen Kulturererscheinung sein kann. Erwin Guido Kolbenheyer hat in einem seiner Vorträge unsere Frage erweitert und schlechthin nach dem Lebenswert der Dichtung für das völkische Leben gefragt. Sein Gedankengang scheint mir so bedeutend und zugleich so unentrinnbar, daß ich Sie alle diesen Weg noch einmal führen muß. Kolbenheyers biologisches Denken sieht den Menschen in einem ewigen Anpassungskampf

an die Gegebenheiten des Daseins. Diesem Kampf wäre der einzelne nicht gewachsen, wenn ihm nicht ein gerüttelt Maß seiner Arbeit von dem Gemeinschaftsleben abgenommen würde, von der Gemeinschaft, in die er hineingeboren wurde. Sein unbewusstes Mitleben in der völkischen Gemeinschaft, die ihn trägt, offenbart sich ihm in seinen Gefühlen. Die Gefühle sind „Wahrnehmungsweisen überindividueller Lebensereignisse“. Ohne sie verlören wir die Bindung an die uns umfassende, volkheitlich geartete Menschenwelt — d. h. wir verlören uns selbst. Die Gefühlslebnisse sind uns also Brücken ins Leben der Gemeinschaft und zugleich Bürgen und Träger der Einstimmung unseres Einzellebens ins Ganze. Von den Gefühlen her kann darum einzig ein Volk zum inneren Einklang geläutert werden, kann es aber auch lebensgefährlich bedroht werden. Das eindringlichste Mittel aber, das auf das menschliche Gefühlsleben einwirken kann, ist die Dichtkunst — und das ist ihre Lebenswirksamkeit für die völkische Gemeinschaft, daß die Dichtkunst deren seelische Einheit in arterhaltender Weise stärkt und steigert. Was Kolbenheyer in breiteren Worten von der politischen Notwendigkeit der Dichtkunst im allgemeinen sagt, gilt uns doppelt von der dramatischen Dichtkunst, und abermals gesteigert vom Theater. Denn von der Kampe der Bühne wirkt das dichterische Wort nicht als stummer Mahner, den nur ein Zufall zum Tönen bringt, sondern als sinnliche Gegenwart in Gestalt und Geste, Miene und Ton, Farbe und Raum; auf der Bühne entfaltet sich die Möglichkeit des dichterischen Wortes zu seiner Verwirklichung. Zudem wendet sich das zum Leben erwachte Wort nicht an einen einzelnen Leser oder Hörer, sondern an die Schaugemeinde, die ihre Spielfreude zusammengeführt hat und die nun gemeinsam seine Einwirkung auf ihr Gefühlsleben erfährt, also auf jenen gemeinsamen letzten Wert, der den seelischen Kern der völkischen Gemeinschaft ausmacht. Darum müssen wir das Theater nicht hinnehmen als ästhetisch-artistische Angelegenheit, als ehrwürdiges Erbe oder als gängiges Unterhaltungsobjekt, sondern als ein wahrhaft politisches Gut. Von diesem Punkt aus erhellt zum erstenmal klar die Spannweite und dringliche Lebensnähe unserer Frage: Wir begreifen, warum das Theater vor 1933 so ausah, wie es ausah —, wir begreifen, welche verheerende Wirkung die Gefühlsverwüstung, die von ihm ausging, auf das Volk haben mußte, welche zersetzende Wirkung die Zerstörung des Glaubens an Werte, Ideale und Ordnungen. Wir begreifen, daß die vergangene Zeit gar kein anderes Theater haben konnte, mochten auch die Besten um seine Erneuerung aus dem Glauben kämpfen — und wir begreifen erst recht, warum die Staatsmänner des 3. Reiches einen so unermüdblichen Kampf kämpften um die Neugeburt des deutschen Theaters, warum ihre zielbewusste Arbeit sich bemüht um die neue gegenwartsstarke Gestaltung dieser stärksten völkischen Lebensmacht.

Die politische Sendung des Theaters ist freilich nicht erst heute entdeckt worden! Zwar prägt unser deutscher Dramatiker das vor allen Dingen seit Nietzsche viel angegriffene Wort vom Theater „als einer moralischen Anstalt“. Wer aber Schillers Aufsatz aufmerksam liest, der findet da an entscheidender Stelle Worte und Sätze, die dem scheinbar engen moralpäd-

agogischen Begriff einen stolzen, raumweiten politischen Sintergrund geben. Es wird offenbar, daß der junge Stürmer und Dränger den Aufsatz schrieb mit den Augen des „weisen Gesetzgebers“ — der Dichter der Räuber träumte ja davon, als Minister seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen — und dann steht da im 2. Abschnitt schon der Satz: „Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sei — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren —, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt“. Die kleine Abhandlung gipfelt aber dann in einem Abschnitt, den ich Ihnen wieder ins Gedächtnis rufen muß, weil er in Wort und Tonfall beinahe von heute oder gestern sein könnte.

Schiller sagt da: „Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unseren Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten, wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte, mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen atmete.“

Sätten wir eine deutsche Nationalbühne — ruft Schiller also sehnsüchtig aus —, so wären wir auch eine Nation. Wir sehen, es ist von seiner Ansicht der Schaubühne als einer „moralischen Anstalt“ der Weg nicht gar so weit zur Schaubühne als „nationaler Anstalt“, die Wilhelm Schäfer, der zeitgenössische Dichter, 1932 gefordert hat. Und auch A. W. Schlegels kritisches Ästhetenvort von der dramatischen Kunst als einer „demagogischen Kunst“ trifft nicht zu weit neben die Wirklichkeit und ist so wahr, wie es boshaft ist, und so wahr, als „demagogisch“ im Worthintergrund „volksführend“ und „volksbildend“ heißt. Wir glauben die Antwort auf die Frage nach der Beziehung von Theater und Staat, Theater und Volk nicht schuldig geblieben zu sein, indem wir feststellten: Das Theater ist eine nationale Notwendigkeit. Wir haben es im Theater mit einem nationalen Lebenswert von stärkster Lebenswirksamkeit — oder — wenn es seine Aufgabe nicht erfüllt — von gefährlichster Lebensbedrohung zu tun. Wir können uns keine starke Nation ohne blühendes Theater vorstellen und kein gesundes Theater ohne lebendigen Nationalgeist. Es will uns

kein Zufall mehr scheinen, daß das griechische Theater seine gültige Gestalt und Größe erhielt nach den Perserkriegen, in denen die griechische Nation sich fand als völkische Gegebenheit und staatliche Macht, — kein Zufall, daß Aischylos Mitkämpfer in der Schlacht von Marathon war und Sophokles Vortänzer im Siegesjubiläum von Salamis. Und wie schicksalsnotwendig wachsen Shakespeare und das shakespeareische Theater im Zeitalter der Elisabeth — nicht als eine künstlerische Hof- und Renaissanceangelegenheit, sondern als notwendige Gestaltwerdung englischen Schicksals und germanischen Geistes — notwendig im Namen der Geburt einer weltumspannenden Nation. Daß auch das Frankreich Ludwigs des XIV. das Theater Molières hatte, die Tragödien Racines und Corneilles, und das Spanien der späten Gegenreformation das Theater Calderons, will uns dann schon selbstverständlich erscheinen. Wir vergessen über all den Dichternamen ja nicht, daß wir nicht vom literarischen Werk als solchem sprechen, sondern von seiner nationalen Wirkung von der Bühne herunter — wir durften aber die Namen der Dichter nennen, denn Aischylos und Sophokles, Molière und Shakespeare sind ihre eigenen Schauspieler und Regisseure — sie sind also „das Theater“.

Mit diesen Erinnerungen aber stehen wir vor unserer 2. Frage:

II. Wie hat sich diese Sendung des Theaters in der deutschen Geschichte geoffenbart? — Wie hat sich darum das deutsche Theater im Laufe von Jahrhunderten gewandelt? Die dramatischen Festformen der Germanen, deren heroisches Gepräge uns dunkel überliefert ist in der Kunde des Tacitus vom Schwerttanz und im nordischen Schwertleich, in den fernen Erinnerungen an Frühling- und Sonnenwendspiele, waren anscheinend im Kampf mit dem Christentum untergegangen. Das Drama, das im 10. Jahrhundert neu entstand aus dem Geist der Liturgie, aus dem Glauben an das neue Evangelium, trägt durch das ganze Mittelalter hindurch notwendig die Züge der Allzeit, aus der es herausgeboren wurde. Es schreitet im universalgültigen Gewand, spricht in lateinischer Sprache, kündigt aus einer allverbindlichen Glaubenswelt. Das schließt aber nicht aus, daß schon früh die deutsche Seele gewaltig durch die fremde Würde und Verhaltenheit hindurchstrahlt. Zum erstenmal für uns faßbar, als im Zeitalter Barbarossas das Spiel vom Antichrist die Sendung deutscher Nation und deutschen universalen Kaisertums in der Welt feierte. Als dann am Ende des 13. Jahrhunderts die deutsche Sprache ins geistliche Spiel drang und schließlich die lateinische ersetzte, als sich das Spiel völlig von der Liturgie löste, das Münster verließ und als Volksschauspiel sich den Marktplatz eroberte, da war uns das deutsche Theater des Mittelalters geschenkt. Sein Gesicht ist das deutsche Gesicht, das deutsche Schicksal hat es geprägt: d. h. sein Stoff bleibt geistlich, bleibt der universalen mittelalterlichen Weltanschauung verbunden — seine Ausformung ist der lebendigen Volkheit verpflichtet, und darum auch wieder für sie fruchtbar. Deutsches Ehrgefühl, deutsche Treue, deutsche Unmittelbarkeit zu Natur und Gott, Familiensinn und Liebe unserer Prägung leben in jenen Texten so un-

verkennbar, wie sie uns aus der Tafelmalerei des ausgehenden Mittelalters oder aus dem Werk Dürers als Art- und Blutverwandte ansprechen. Die stärkste volkbildende Wirkung ging aber vielleicht von der Außenseite dieses mittelalterlichen Theaters aus, von seiner Organisation. Denn diese Freilichtspiele, die oft tagelang dauerten und eine ganze Stadt zur Schaugemeinde hatten, die bei jeder Gelegenheit ins Spiel der Hunderte hineingezogen wurde, verlangten einen ungeheuren Aufwand an Kraft und Geld. Diesen Aufwand trug die brüderliche Opfergesinnung der Zünfte und weltlicher und geistlicher Bruderschaften. Aus einer großen Opfergemeinschaft also erwuchs die Leistung dieses Theaters, und Ströme lebendiger Kraft flossen von ihm ins schauende und gestaltende Volk zurück. Nie wieder bis in unsere Tage sind sich Volk und Theater so fruchtbar nahe gestanden wie im ausgehenden Mittelalter. Dieses Theater war auf dem Weg, zum deutschen Nationaltheater zu werden: Hier gestaltete und schaute das Volk als lebendige Gemeinschaft Spiele aus seinem Glaubensgrund und erfüllte sie mit der Blutwärme seiner Deutschtum — was zum deutschen Nationaltheater noch fehlte, die deutschgermanischen Stoffe und Gestalten, die Verbindung zum Mythos des Blutes, schien ihm aus der Zeit zu wachsen zu sollen: Hermann der Cherusker, „haud dubie liberator Germaniae“, auferstand durch die Bemühungen der Humanisten, der Buchdruck schenkte dem Volk seine Volksbücher, und alte und neue Helden deutschen Geblüts gingen mit ihrem Schicksal in das deutsche Bewußtsein ein, allen voran Siegfried, der Held, Faust, der Magier, und Eulenspiegel, der weise Narr. Und doch ist dem 16. Jahrhundert nicht das deutsche Nationaltheater geschenkt worden, vielmehr ist das spätmittelalterliche Volkstheater geistlicher Prägung zerbrochen. An diesem Zerbrechen ist nicht der konfessionelle Zwiespalt und Kampf in erster Linie schuld, sondern das Danaergeschenk der Neuzeit, die Entdeckung und Heiligung des Individuums. Individualistische Verneinung der alten organischen Bindungen, ihre Verachtung als überwundener Zwang, ihr Vermodern und Zerbröckeln in einer ihrem organischen Aufbau feindlichen Luft brachten das Ende auch ihrer Theaterform. Das Theater, das blieb, war eine künstlerisch-gesellschaftliche Angelegenheit der 300 deutschen Fürstenhöfe oder eine pädagogisch-missionarische Angelegenheit vornehmlich der Jesuiten. Das vereinzelt um seine Existenz kämpfende Volkstheater mittelalterlicher Prägung fiel langsam der Aufklärung zum Opfer. Die breite offene Volksgemeinde tritt ihr Recht ab an die enge Ausschließlichkeit der Hofgesellschaft, der freie Marktplatz mit der Öffentlichkeit seiner Straßen, Fenster, Balkone und Dächer weicht dem Rangtheater des Barock, die lebendige Beweglichkeit und massige Dynamik des Volkspiels muß notgedrungen verkümmern in der Enge der Guckkastenbühne. Schillers Forderung an das Theater, daß es alle Stände und Klassen in sich vereine, ist also nicht erfüllt: Das Hoftheater des 17. und 18. Jahrhunderts ist ein getreues Abbild des sozialen Zustandes des deutschen Volkes, seiner äußeren Zerrissenheit und seiner inneren Zerklüftung: Dem Rangtheater entspricht seine Spaltung in Bildungsschichten und Standesklassen, der Guckkastenbühne

die partikularistische Enge des Blickfeldes der Einzelstaaten und Stände und die Gekünsteltheit ihrer lebensunkräftigen Weltansicht. Nur eine Zukunftsaussicht hat diese Zeit: wie eine Verheißung ragt über sie hinaus die freilich kostüm- und bewegungslose Bühne der Passionen Bachs und der Oratorien Händels. Das deutsche Theater konnte erst dann seine Auferstehung feiern, wenn sich die deutsche Macht und der deutsche Geist aus den lähmenden Fesseln der Ohnmacht und der Sörigkeit erhoben. Friedrich der Große und der Siebenjährige Krieg stehen hinter Minna von Barnhelm, die deutsche Selbstbesinnung und Selbstentdeckung im Kampf gegen westlerischen Rationalismus stehen hinter der deutschen Sturm- und Drangdichtung und noch hinter der Klassik. Und wenn dann die nationalen Dramen Schillers Mitrufer und Mitstreiter sind in den Jahren der großen preußisch-deutschen Erhebung, dann sind die ersten Steine wieder gelegt zum Bau des deutschen Nationaltheaters und ist wieder offenbar geworden die politische, die nationale Mission der Schaubühne. Noch hat Lessing im letzten Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie klagend ausgerufen: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man meinen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen! Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen...“ Die Bemühungen um ein deutsches Nationaltheater, die Lessing diese Worte sprechen lassen, sind in und aus der Zeit gewachsen, in der Hamann und Herder und später der junge Goethe die Oberfläche einer blutleeren rationalen Kultur durchstießen und ihre Brunnenschächte tief hinein trieben in das Quellgebiet echter völkischer Lebenskräfte. Damals entstanden innerhalb 20 Jahren die Nationaltheater in Hamburg, Wien, Mannheim und Berlin, die, wie ihr Name sagt, alle dieselbe Zielrichtung, denselben Willen hatten: Dem deutschen Volk sein Theater zu schaffen, und durch das Theater das Volk zur Nation zu formen. Sie sind nicht zum Ziel gekommen, weil die politischen Mächte der partikularistischen Reaktion unüberwindlich waren und weil ihre eigenen organisatorischen Voraussetzungen ihrem Willen nicht gewachsen waren. Sie bewahrten den Stil der Guckkastenbühne und des Rangtheaters und stießen nicht durch zur Idee des Volkstheaters. Und doch sind auch jenem Theater Stunden und Ereignisse gegeben, die die Erfüllung ahnend vorwegnehmen. Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand schritt über jene Bühne, und der Fall seiner Schritte wollte die Kulissenenge schiergar sprengen. Und von jener denkwürdigen Uraufführung der Räuber 1782 in Mannheim aus stürmte der Jubel der jungen deutschen Revolution der Herzen durch ganz Deutschland. Das waren freilich nur Episoden, aber Episoden von tiefer Gültigkeit. So ist es denn kein Zufall, daß der Propagandaminister für das erste Jahr der Reichsfestspiele im Heidelberger Schloßhof gerade die Räuber und den Urgötz auswählte als Spiele für das deutsche Volk. So scheint auch in der Geschichte der Schaubühne und der Ver-

wirklichung ihrer nationalen Sendung unsere deutsche Gegenwart und Zukunft Wiederaufnahme und Erfüllung der tiefsten Sehnsucht jener starken Jahrzehnte vor über 100 Jahren zu sein — eine Erfüllung allerdings, zu der das Volk reifen mußte nach einem Irrgang ohnegleichen und in einem Purgatorium von fast höllischen Ausmaßen. Zwischen der letzten großen Ahnung der Erfüllung und dem zielbewußten Marsch eines neugeborenen Volkes unter neuer Führung liegt über ein Jahrhundert — liegt — und das sagt noch mehr — das 19. Jahrhundert. Auch es hat seine fernen Ahnungen: Wie hat das Erbe Kleists, der unerkannt von seinem Volk dahingegangen war, wie hat es um sein Volk gerungen! Wie ragt das gigantische Werk Hebbels, unseres gedankenschwersten Dramatikers, über die platten Niederungen seiner Zeit, wie tief greift seine tragische Grundidee — die Auseinandersetzung des einzelnen mit dem Ganzen, mit dem Gesetz — in die Tiefen völkischen Lebens — und doch wie einsam steht er in seiner Zeit. Wie heroisch ringt gar Richard Wagner mit dem Willen zum deutschen Nationaltheater und zur ewigen Wiedergeburt der Nation aus ihm. Er, der durch die Urgewalt der neunten Symphonie des heimlichen Dramatikers Beethoven zum Musiker wurde, will dem Volk nicht nur in seinem musikalischen Drama eine neue volkshafte Spielgattung schaffen; er holt nicht nur seine Stoffe aus dem mythischen Raum der deutsch-germanischen Herkunft seines Volkes und begibt seine Helden mit dem starken Atem der heroisch-tragischen Weltanschauung, aus der er lebt; er baut auch an dem Raum, in dessen Würde das deutsche Volk sein Theater erleben soll als Schicksal. Aber die Idee von Bayreuth ist die Idee eines einzelnen, und dieser einzelne ist nicht stark genug, eine ganze Welt zu ändern. Das 19. Jahrhundert sollte sich erfüllen, ehe Richard Wagner siegte. Das deutsche Theater sollte seinen tiefsten Fall erleben, ehe es zur Vollendung reifen konnte.

Die liberalistische Weltanschauung dieses Jahrhunderts mußte auch dem Theater als Gemeinschaftsgebilde gefährlich werden; die Verzerrung lebendigen Geistes zum Intellektualismus mußte dem Theater als Lebensgebilde sein inneres Gleichgewicht nehmen, Maß und Lebensgesetz verwirren; die Überwindung des Glaubens im Materialismus mußte es als Geistesmacht unfruchtbar machen und es zum artistischen Zauber erniedrigen oder zum propagandistischen Machwerk verflachen. Nein, das naturalistische Theater war keine Kulturmacht und sah keine höhere politische Aufgabe als die, im blinden Dienst einer artfremden Weltanschauung, das Volk in seinen Klassen zu scheiden statt zur Nation zu einen. Daß dieses Volk in diesem Theater hungerte, darf uns nicht wundern; es hungerte nach Glauben, Herzwärme und Brudersinn. Aus diesem Hunger entstand das Vereinstheater.

Das Volk erschuf sich unbewußt, was ihm das Schicksal versagte, sein Theater. Doch auch diese Schöpfung war ein Unglück, ob sie nun ihren Boden im eigens für diesen Zweck gegründeten Theaterverein hatte oder im Schau- und Unterhaltungsbedürfnis der bürgerlichen oder proletarischen Vereine aller Art. Ihm fehlte das kulturelle Verantwortungsgefühl, die künstlerische Begnadung, die Ehrfurcht vor der Gestalt. Denn auch in ihm war das Eigen des 19. Jahr-

hundreds stärker als das Erbe des Blutes und die Ahnung des Zieles: so siegte Eitelkeit und Geltungsbedürfnis der einzelnen über die dumpfe Sehnsucht der Besten, und dank der Geschäftstüchtigkeit jüdischer und nichtjüdischer Verlage wurden wir mit jenem Unfegen von Gefühls- und Herzerweichung überschüttet, der von ebenso verantwortungslosen oder instinktslosen Helfern in Szene gesetzt wurde und — traurig zu sagen — heute noch nicht versiegt ist.

Indessen ging die Zerstörung des großen deutschen Theaters den bitteren Weg weiter: Die Nachkriegszeit vollendete schrecklich, was die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg begonnen hatten: Die Vernichtung der Werte, die der Schaubühne einer Nation Sinn und Sendung bedeuten: Die Vernichtung von Mythos und Glaube, Charakterdeutung, Schicksalschau und Gemeinschaftsdienst. Jede Zeit hat das Theater, das ihr gebührt. Die Zeit, welche die Nation verneinte; die Zeit, welche die Kräfte des Blutes und des Bodens leugnete, aus denen ein Volk wächst und lebt, — welche die mythischen Mächte verneinte, die einem Volk Ahnen und Vergangenheit — und Erben und Zukunft schenken, — welche die Gesetze der Zucht und Ordnung lästerte, die ein Volk überhaupt erst zur Nation machen — die Zeit mußte das Theater haben, das heute wie weltweit und abgrundtief hinter uns liegt, sicher hinter unserem Wollen. Entfesselte Sinnlichkeit hatte die kultische Feier zum schamlosen Amüsierbetrieb gemacht; rasend gewordener Intellekt opferte alle Werte des Herzens und des Gemüts auf den Altären sadistischer Ironie; freche Berechnung fälschte den Tempel der Volkwerdung um in eine Tribüne marxistischer Marktschreier, die Ehr- und Wehelosigkeit, Klassenkampf und Bekenntnis zur Internationalen — also Selbstzerstörung — als die Zielpunkte völkischer Entwicklung priesen; gözenhaft übersteigerte Maschinenanbetung lieferte den Dichter und sein Ehrfurcht- und dienstheischendes Werk der Akrobatik einer despotischen Regie aus und ihrem Stab von Maschinisten und Technikern; und als Herr schaltete über diesem höllischen Treiben meist jüdischer Schriftsteller, Schauspieler und Regisseure seine Majestät, der Mammon. In den Rängen und Foyers der deutschen Theater aber spreizte sich die Gesellschaft in ihrem echten und falschen Gold, jener seelen- und blutlose Ersatz für das Volk, an das man nicht mehr glaubte, — und diese Gesellschaft sprach von dem herrlichen Fortschritt des modernen Theaters.

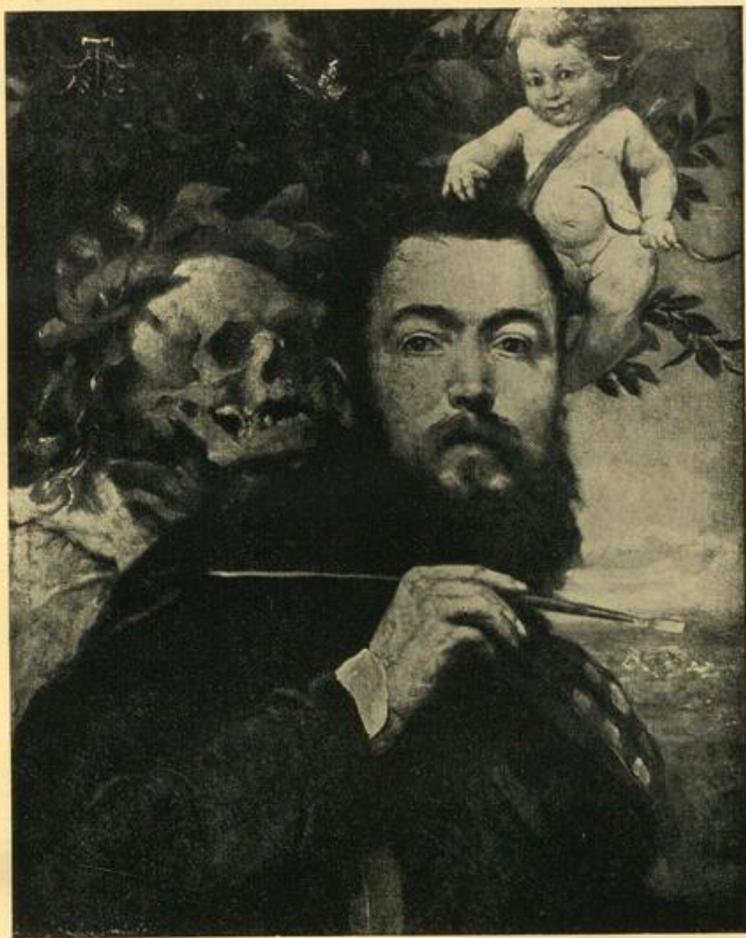
Dieser Spuk dauerte und tat seine schreckliche Wirkung, bis die Frühlingsstürme der deutschen Erhebung durch das sterbende Volk führen — bis die nationalsozialistische Revolution mit dem Rundfunk auch das deutsche Theater den Händen der jüdischen Makler entriß und jener große Neuaufbau begann, in dessen verheißungsvollen Anfängen wir heute stehen und um dessentwillen wir die Fragen unserer heutigen Besinnung gestellt haben.

III. Wie sind bei der dritten und letzten Frage angelangt: Wie sieht das Theater des Nationalsozialismus aus? Was haben wir im neuen Reich vom Theater zu erwarten? Der nationalsozialistische Staat ruht auf dem unerschütterlichen Fundament des Glaubens an Boden, Blut und Ehre; dieses Fundament ist ge-

senkt in den Urgrund reichen mythischen Erbes; den Bau, der sich auf ihm erhebt, muß Dienst und bauende Zucht fügen aus den Quadern schaffender Brudergerinnung und tätiger Kameradschaft. Dieser Staat braucht und will das Theater als politische und völkische Lebensmacht, als einen der stärksten Helfer auf dem Weg zur Nation — freilich wieder nicht das Amüsier- und Geschäftstheater, sondern das Theater aus Mythos und Glaube, als Charakterdeutung und Schicksalschau, als Tempel der Volkwerdung. Der Kampf des Nationalsozialismus ist nicht von heute. Schon 1925 schreibt Adolf Hitler in „Mein Kampf“: „Das Theater sank zusehends tiefer und wäre wohl schon damals restlos als Kulturfaktor ausgeschieden, hätten nicht wenigstens die Hoftheater sich noch gegen die Prostituirung der Kunst gewendet. Sieht man von ihnen und einigen weiteren rühmlichen Ausnahmen ab, so waren die Darbietungen der Schaubühne derart, daß es für die Nation zweckmäßiger gewesen wäre, ihren Besuch ganz zu meiden. Es war ein trauriges Zeichen des inneren Verfalls, daß man die Jugend in die meisten dieser sogenannten „Kunststätten“ gar nicht mehr schicken durfte, was auch ganz schamlos offen zugegeben wurde mit der allgemeinen Panoptikum-Warnung: „Jugendliche haben keinen Zutritt.“

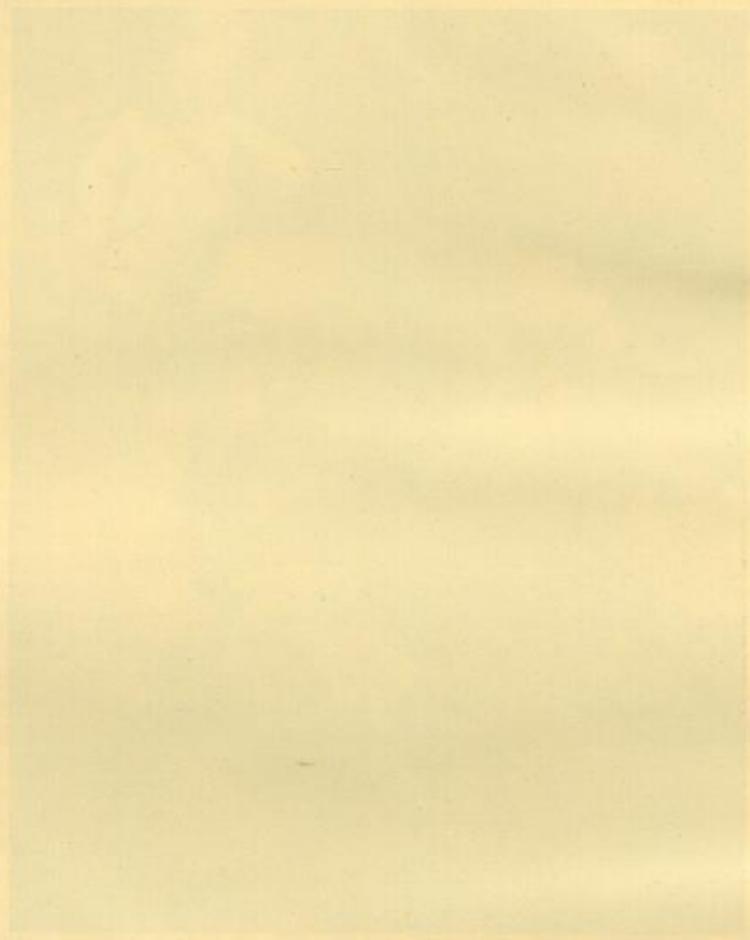
Man bedenke, daß man solche Vorsichtsmaßnahmen an den Stätten üben mußte, die in erster Linie für die Bildung der Jugend da sein mußten und nicht zur Ergötzung alter, blasierter Lebensschichten dienen durften. Was würden wohl die großen Dramatiker aller Zeiten zu einer derartigen Maßregel gesagt haben, und was vor allem zu den Umständen, die dazu die Veranlassung gaben? Wie wäre Schiller aufgeflammt, wie würde sich Goethe empört abgewendet haben!

Als rühmliche Ausnahmen im deutschen Theaterjumpf nennt Adolf Hitler für die Vorkriegszeit die Hoftheater, in der Nachkriegszeit müssen als seltene Lichtpunkte genannt werden wesentliche Teile der Bühnenvolksbundsarbeit, die Heimatspiel- und die Laienspielbewegung. Die besten Kräfte dieser drei Bewegungen erstrebten auch die Wiedergeburt des deutschen Theaters aus dem Glauben, aus der mythischen Wirklichkeit des Volkes — im Kampf gegen das geschäftstüchtige Amüsiertheater, gegen die Unfruchtbarkeit der Guckkastenbühne, gegen die Platttheit des Vereinstheaters. Sie vermochten freilich nicht Befreiung zu bringen, sondern höchstens Linderung — aber ihre Vorarbeit ist dem gewaltigen Ringen des Nationalsozialismus eine bedeutende Hilfe gewesen. Dieses Ringen ist in erster Linie ein Ringen um Stoffe und Inhalte des neuen Theaters. Zunächst kehren die deutschen Klassiker auf die Schaubühne zurück und wird allem Werk seine Ehre und Gültigkeit zurückgegeben, das irgend — geboren aus deutschem Sein oder deutscher Sehnsucht — Baustein sein kann am großen Werk. Dann aber wird der echte Dichter der jüngeren Gegenwart auf die Schaubühne gerufen, den verbrecherische Hand bislang ferngehalten oder dessen Schaffen totgeschwiegen war. Mancher Scharlatan mag sich dabei mit vordrängen und geschäftig ausgemünzte Gesinnung für Offenbarung und Gestaltung geben; man wird sicher in allzubilligen „Gleichschaltungs-“ und „Konjunktur“-Komödien freigebig in



Hans Thoma

Selbstbildnis



brauner Kostümierung machen — aber wir werden nicht müde werden dürfen im Warten, Suchen und Sichten. Unser Gewährsmann Schiller, der sicher nicht im Geruch steht, Tendenzschriftstellerei zu betreiben, hat schon den Mut, die politische Sendung der dramatischen Dichtung folgendermaßen zu umreißen:

„Nicht weniger ließen sich — verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staates — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbole zu dem Untertan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut werden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe wert hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.“

Auf diese Stimmen wartet der nationalsozialistische Staat — sie klangen auch vereinzelt auf — aber noch in diesen Tagen hat Propagandaminister Dr. Goebbels im Rahmen der Reichstheaterwoche das scharfe Urteil gefällt: Was bisher im Spielplan an modernen Dramen gezeigt worden sei, sei öder Kitsch; die Ideen, die hinter dem Umbruch standen, hätten bis heute ihre künstlerische Gestalt noch nicht gefunden. Es war übrigens dies dieselbe Rede, in der der Reichsminister sich — als er von der modernen Kunst schlechthin sprach — zu Schiller bekannte, der uns näher stehe als die meisten der modernen Schreier; denn er verbinde das große revolutionäre Pathos mit der Meisterung des dramatischen Stoffes und der Zucht und Disziplin der Form. Soviel über das Drama des neuen Theaters.

Die zweite Aufgabe, die gestellt ist, ist die Schaffung des idealen Raumes. Die gegebenen Voraussetzungen sind ein arger Notbehelf: Der Theaterraum hinter und vor dem Vorhang ist den neuen Spielinhalten und Spielformen und dem neuen Gemeinschaftswillen nicht mehr gewachsen. Schon der revolutionäre Drang der Käuberzeit hatte die überkommenen Raumformen sprengen wollen — und seitdem war das Suchen nach neuen nie mehr eingeschlafen: Die Freilichtspielbewegung und der Festspielhausgedanke in seinen mannigfachen Ausformungen sind lebendige Zeugen. Von Schinkel — über Semper — bis Littmann und über ihn hinaus hat man viel geplant und gebaut — die bekanntesten Versuche sind wohl das Bayreuther Festspielhaus, das Münchener Prinzregententheater und die drei Berliner Häuser: das Schillertheater, die Krolloper (in der der Reichstag einen Unterschlupf fand) und das große Schauspielhaus. Die Bemühung der Baumeister ging dahin, Häuser zu bauen, die dem modernen, künstlerischen und sozialen Empfinden entsprachen: Das Rangtheater des Barock war in seiner perspektivischen Blickführung auf die Höhe und Breite des fürstlichen Balkons eingestellt, darüber und darunter waren — mit falscher Sicht — die Ränge der Stände und Klassen geschichtet. Die neuen Baumeister suchten den Gedanken des Volkstheaters zu verwirklichen, indem sie langsam aufsteigende Reihen mit gleichen Möglichkeiten für Auge und Ohr schufen. Was für sie wünschenswert war, ist für das nationalsozialistische Theater innerste Notwendigkeit: Die

neue Volksgemeinschaft kann sich in den alten Rankenhäusern nie zur vollen Lebenswirksamkeit entfalten, darum kann es auch nie zu jener idealen Wechselwirkung kommen zwischen Spiel und Schaugemeinde. Das neue Theater wird deshalb aus den alten Häusern hinausdrängen.

Aber auch der Raum hinter der Bühne wird oft nur ein Notbehelf sein können. Er wird oft die Bewegung nicht fassen, die von den Massen ausgeht, um deren Führung und Gestaltung das Spiel ringt. Zudem ruft das neue Spiel um das Volk nach der natürlichen Zineingebundenheit in die Nähe der Scholle und die Weite des Himmels. Das sommerliche Freilichtspiel wird eine bevorzugte Spielform der Zukunft sein. Nicht umsonst hat die Staatsführung in entschiedener Weise sich der bestehenden Freilichtbühnen angenommen. Das gesunde Bestehende wird ausgebaut: Das volkstümliche Spiel heimatlichen Stoffes unter dem Himmel dieser Heimat, gestaltet aus dem lebendigen Spiel- und Schautrieb einer Gemeinschaft; ungesunde liberalistische Auswüchse werden beschnitten: der Wahn der Alleskönner und künstlerische Lauheit und Anspruchslosigkeit. Das einstige Volksspiel draußen und der drängende Wille zum Volk des Theaters drinnen finden sich in dem neuen Volksspiel unter der künstlerischen und spielerischen Führung von Berufsschauspielern. Die Kluft zwischen Artistik und Dilettantismus, zwischen Kulturanstalt und Volksfest, zwischen Anspruch und Bedürfnis beginnt sich zu schließen. Es ist alles im Fließen. Es ist vieles im Werden. Das Theater des deutschen Volkes ist auf dem Marsch. Jahrzehnte freilich werden vergehen, bis überall die neuen Häuser stehen, die der völkischen Feier und dem feiernden Volk gemäßen Raum bieten können. Das darf aber eine Volksbewegung nicht hemmen, die aus dem Blute kommt und im Glauben lebt. Weil wir wieder glauben und wissen, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut, haben wir den Mut zu warten. Wir warten auf das neue deutsche Drama und auf das neue Festhaus des Volkes. Der Geist weht, wo er will; Schöpfung läßt sich nicht befehlen und nicht organisieren — schon oft hat die Staatsführung dem Ausdruck gegeben, um die drängenden Frager zum Schweigen zu bringen. Das Gebot der Stunde ist: zu warten. „Warten“ aber heißt hier: nicht die Hände in den Schoß legen und nichts tun; sondern sich auf- und zusammenschließen und äußere und innere Gelegenheiten schaffen. Dahin zielt die Arbeit des Reichsdramaturgen, dahin der Kampf des guten Laienspiels gegen die Verlogenheit und Kulturschande des Vereinstheaters, dahin der Sammelruf der „Deutschen Bühne“ — der einzigen deutschen Theaterbesucherorganisation (heute NS. Kulturgemeinde!) — dahin und weit darüber hinaus die gigantische Idee des Thingplatzes und des Thingspieles.

In ihr hat der Wille zum Volksspiel seine sinnfälligste und elementarste Gestalt gefunden: Zehntausende von Menschen umrahmen ein Rund ohne Wände, ohne Kulissen, ohne Maschinen — in diesem Rund entfaltet sich das Spiel als Feier und Schicksal: aus dem Aufzug der Trommeln und Fahnen, der Gruppen und Einzelsprecher, aus dem Ringen der Massen und Persönlichkeiten. Hier ist das Volksspiel

sinnliche Wirklichkeit geworden: Spiel im Volk, Spiel aus dem Volk, Spiel zum Volk. Da erwächst uns aus dem erschütternden Erlebnis des in Bewegung gestoßenen Volkes, aus dem Erlebnis der Aufmärsche und Demonstrationen, eine neue Theaterform von schier unmeßbaren Ausmaßen und überwältigender elementarer Einfachheit und darum wahrer Größe. Die äußere Form will ans antike Amphitheater gemahnen, aber der Pulsschlag dieses neuen Lebens und der Rhythmus seines Geschehens beweist die Geburt aus dem Geist einer Gegenwart, die sich ihrer Kraft bewußt ist, und aus einem zielklaren Zukunftswillen. Im weiten Deutschland sind die Thingstätten im Bau — da und dort wird schon gespielt. Noch aber fehlen bis auf wenige Näherungswerte für diese neue ideale Gemeinschaftsform des Volkstheaters die Dichter und die Spiele. Auch hier heißt es warten. Wir wissen, daß die Dichter erstehen werden, die stark genug sind, das große deutsche Schicksal, das uns bewegt und das

wir leben, zu gestalten. Wir vertrauen darauf, daß die Ehrfurcht vor der ewigen Gültigkeit dieses Schicksals sie bewahren wird vor billiger Reportage und vor aufgeblasener, berechneter oder naiver Gesinnungstüchtigkeit. Denn wir glauben zu tief an das ewige Deutschland und seine Berufung. In diesem Glauben wollen wir alle mitbauen an dem deutschen Theater der Zukunft. Lassen Sie mich schließen mit dem Bekenntnis Josef Magnus Wehners zu diesem Glauben: Heiliges Vaterland, Deutschland, Mutter der Völker: Denke ich deinen Namen, dann glüht mir mein Herz und der Geist beginnt zu fliegen, weit über das Reich. Alte Sagen steigen duftend empor, und die Zukunft wird ein Sturm der Liebe, noch keusch verhüllt, doch stehen schon feurige Gestalten auf von frischem Adel, dir Unsterblichkeit zu rüsten.

Du junges Land, du Speicher der Kraft!

Heiliges Vaterland! Deutschland! Mutter der Völker!

Hans Thoma

2. Oktober 1839 bis 7. November 1924. / Von Fritz Willendorf.

Die Kunst erklärt und verklärt unser Erdenleben.

„Die Kunst hast du, o Mensch, allein!“

Thoma — Schiller.

Dem Menschen und Künstler Hans Thoma gilt zum 10. Todestag unser treues Gedenken. Wie Hebel, der nach Goethe „das Univerſum verbauert hat“, wuchs Thoma aus der Südwestmark, dem kulturell fruchtbaren Alemannien, als kernhafter Wesensausdruck des Gestaltungswillens unseres Volkes. Die Thomas lebten sechs Generationen lang im Bernauer Hochtal sehr naturnah; sie waren von Beruf meist Holzfäller, Schnitzer und Schnesler. Thomas Vater aber war „ein Müller ohne Mühle“. Die mütterlichen Vorfahren, eine Familie Maier, stammen aus Menzenschwand, wohin sie zur Zeit der Gegenreformation, wie die väterlichen Ahnen, aus Tirol eingewandert waren. Die Uhrenmacherei und das Schildermalen, das Künstlerische im Handwerklichen, wurde bei den Maiers gehegt, und von der verwandten Winterhalterfamilie her kam das malerische Element in Thomas Blut. Seine väterlichen Ahnen waren rechtsinnig, arbeit- und genügsam, während die Vorfahren der Mutter diese Eigenschaften durch Musikalität, Fantasie und frommsein glücklich ergänzten. Vor allem waren die drei Brüder der innerlich reichen Mutter Thoma, einer geborenen Rosa Maier, alle begabte Menschen. Der älteste Bruder betrieb neben der Uhrmacherei die Musik, Franz Josef wurde Me-

chaniker und brachte es zum Klavierbauer. Der jüngste Bruder Ludwig erbastelte als Drechslermeister ein bewegbares Weltsystem, an dem der Nefte Hans noch seine Freude hatte. So ist jeder Zug des künstlerischen und seelischen Lebens der Genealogie dieser erdenstarken Bauernfamilie zu entnehmen. Die ererbten Eigenschaften treten auch bei den Geschwistern Hans Thomas in ausgeprägteren Formen deutlich hervor. Der älteste Bruder, Hilarius (1830—52), wurde Lehrer; er besaß eine dichterische Ader und verfaßte seine eigene Grabschrift. Agathe, die Schwester, hat durch ihre Güte und unermüdlische Sorgsamkeit den Bruder Johannes (Hans) weitblickend sein Leben lang häuslich gestützt.

Früh trieb es den fantasiebegabten Knaben zur gestaltenden Betätigung (Anfänge der Kunst). Der ober-rheinische Kalender „Alemannia“, wenige Spielkarten und das Gebetbuch waren seine ersten „Kunstabbildungsmittel“. So wuchs seine darstellerische Begabung nicht aus einer angeeigneten Bildung, sondern aus unverbildeter Ursprünglichkeit und naiver Stärke, aus innerer Berufung. Nicht erworbenes Bildungsgut, sondern der mächtige Trieb einer vererbten Grundveranlagung bestimmte in Thoma den Durchbruch seiner instinktiven Natur zur Kunst.

Merkwürdig war die Suche des Jungmanns nach einem Lebensberuf; denn nirgends hielt es zunächst der Schulentlassene lange aus. Zuerst wurde er Lithograph, dann Tüncher; Pfarrer oder Ratschreiber zu

werden, war auch vorgesehen worden. Aber die beharrliche innere Sicherheit auf seinem schicksalhaft beschrittenen Lebenswege brachte ihn mit Hilfe seines Lehrers Kuska zwanzigjährig auf die Akademie nach Karlsruhe.

Lessing und Schirmer waren seiner Zeit von Friedrich I. in die Landesresidenz berufen worden, um die Künstlerjugend in Baden festzuhalten, die früher stets nach München abgewandert war. Als Des Coudres-Schüler stellte der junge Thoma 1862 erstmals ein Ölbild im Karlsruher Kunstverein öffentlich aus. Es war „ein Gemälde voll Seele“, wie Canon damals schon lobend betont hat. Unberührt von der Ablehnung der Karlsruher Kunstfreunde ertrug der Maler fortan still die äußere Not eines entsagungsreichen Künstlerlebens. Seine Bilder waren völlig unzeitgemäß, aber ihm ging es dabei nicht um eine wichtigerische Verfechtung einer neuen Kunstauffassung.

1867 fuhr der Meisterschüler nach Düsseldorf, dort fand er in Otto Scholderer einen Freund fürs Leben. Nach einem 14tägigen Studienaufenthalt in Paris folgte eine wilde Malerei zu Bernau; diese Bilderfolge trug dem eigenwüchsigen Maler nahezu ein Ausstellungsverbot im Karlsruher Kunstverein ein. Trotz kargem Lebensunterhalt geht er selbstsicher und still seinen angetretenen Weg zielbewußt weiter, getreu dem Goethewort: „Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitzt, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig.“ — Wegen des Protests gegen seine „bäuerischen“ Bilder entschloß sich Thoma 1870 nach München zu ziehen. Im Kreis der Maler Viktor Müller, Karl Zaidler, später auch Böcklin und Leibl, nahm er dort alle Anregungen auf, die seiner Natur entsprachen. Er verarbeitete sie, nahm Besitz davon, und blieb dabei er selbst. Über seine Maltechnik schrieb Ernst Württemberg: „Wir sehen heute, daß Courbet und Böcklin für Thoma eine Notwendigkeit waren. Es war nicht von ungefähr, daß ihm diese beiden über den Weg liefen.“ Später läßt sich in des Meisters Werken keine nachhaltige Wirkung irgendeines anderen Künstlers mehr nachweisen. Nur von 1890 an wird seine Palette durch die Freilichtmalerei aufgehellert; Impressionist aber ist Thoma nie gewesen.

Mehr als ein Jahrzehnt seiner von 1875—1899 währenden Frankfurter Zeit hat der Künstler außer allem Zusammenhang mit dem Publikum verbracht. Anspruchloseste Einfachheit der Lebensführung, die er seit 1877 mit seiner Frau, einer geborenen Cella Berteneder, später auch mit Mutter und Schwester teilte, ein aus unerschütterlichem Gott- und Selbstvertrauen geborener Mut, hielten ihn innerlich und äußerlich aufrecht und frei.

Freundschaftliche Beziehungen zu Steinhausen, Albert Lang, Henry Thode, W. Trübner, befruchteten die Arbeit des einsam in der Mainstadt Schaffenden. Und lichtvolle Landschaften reifen in jener Zeit der Begründung seiner Idealität großer Heimatkunst. Es folgen die herrlichen Bildgedichte: der „Mädchenreigen“ 1880, dann der „Mondscheingeiger“ und der „Güter des Tales“, die ganz das Heraus-schaffen aus der Volksseele bezeugen. Mehrere Reisen nach Italien,

England und Holland brachten dem rastlos Arbeitenden immer neue Erfrischung und Anregung, und monumentale Wandbilder und Frieße waren zuletzt die reifen Früchte der Gesetzmäßigkeit seines Stils.

Endlich nach Jahren beharrlichen Kampfes brachte eine Schau zu München 1890 den entscheidenden Erfolg. Fortan stieg Thomas Stern, ohne irgendein Zutun, gegen alle feindlichen Absichten. Dieser nach zähem Ringen erfolgte Durchbruch, und die vielen äußeren Ehrungen, die ihm zuteil wurden, sind der Beweis der Volkstümlichkeit seiner aus Heimatliebe gewachsenen Werke. 1899 berief Friedrich I. den Badener als Direktor an die Kunstschule nach Karlsruhe. Das ehemalige Wälderbübli wurde Professor, und planvoll wuchs unter seiner überragenden Leitung eine badische Volkskunst heran. Die Großherzogliche Majolika, die Schnitzerschulen des Schwarzwalds und die Textilabteilung der ehemaligen Kunstgewerbeschule sind Thomas ureigene Schöpfungen. Er hat sie zeit-lebens mit Anregungen bedacht und zahlreiche Entwürfe in ihnen verwirklichen lassen. Sehr groß wurde auch Thomas Einfluß auf die Entwicklung der Künstlersteinzeichnung durch die Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe (K.B.K.).

Trotz der nunmehr sich häufenden Ehrungen bewahrte der weltbekannt gewordene Meister seine bescheidene Haltung. In ihm war, wie selten, der Mensch ebenso groß wie der Künstler. 1904 wurde die Akademie der bildenden Künste durch Thoma eine Hochburg deutscher Malerei. An ihr lehrten Männer von außerordentlicher Begabung: Dill, Schönleber, Schmid-Reutte, Trübner und Bergmann, nahezu lauter Badener. Im Gegensatz zu dem sich damals schon breit machenden internationalen, entwurzelten Ästhetentum wuchs Thoma in rastloser Tätigkeit zum Maler und Weisen des deutschen Volkes empor.

Woraus erklärt sich aber nun die hohe volkstümliche Wertung Thomascher Kunst? — Sie ist der Inbegriff deutschen Wesens. Was der Meister in seinen Werken geschaffen hat, ist so charakteristisch deutsch, so treu, herb, innig und gemütsstief, daß der unverbildete, unvoreingenommene Betrachter sofort in ein unmittelbares, reines Verhältnis zu dieser urwüchsigen Kunst kommt. Wie Thoma die Heimatnatur sieht und darstellte, dazu bedarf es keiner kunstgeschichtlichen Vorbildung, nur jenes unverbildeten Naturempfindens, das freilich in Wahrheit ein unbewußtes Kunstgefühl ist.

Zuzu tritt noch die schriftstellerische Begabung, die der Malerpoet erst in hohem Alter betätigt hat. Im 70. Lebensjahr veröffentlicht er seine gesammelten Erinnerungsblätter „Im Herbst des Lebens“, zehn Jahre später folgen die Aufzeichnungen „Im Winter des Lebens“. An seinem 80. Geburtstag wurde von alt und jung anerkannt, daß Thoma Töne angeschlagen hat, die der Seele des deutschen Volksliedes gleichen. Seine Weisheit des Alters aber spricht zu uns aus den vier Seelenbüchlein als ein Testament, das Heimat und Ferne, Zeit und Ewigkeit ineinander verflochten hat. Auch in den schlimmsten Tagen deutscher Erniedrigung hat er den Glauben an unser Volkstum nie aufgegeben. So ist Hans Thoma, ein in Armut

geborener Mensch, durch seine gnadenvolle Begabung zur höchsten menschlichen Höhe gestiegen, aus Armut und Heimat durch Arbeit und Demut zum Ränder deutscher Wesenheit.

*

Schriften von Hans Thoma.

1. Im Herbst des Lebens, Süddeutsche Monatsblätter, 1909.
2. Im Winter des Lebens, Diederichs, Jena.
3. Allerlei Möglichkeiten, Falkenverlag, Darmstadt.
4. Briefwechsel Thoma—Thode, Koehler-Amelang, Leipzig.
5. „Aus 80 Lebensjahren“, Briefe an Freunde, Koehler-Amelang, Leipzig.
6. Abo-Buch mit Versen von H. Thoma, Scholz, Mainz.
7. Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele.
8. Seeligkeit nach Wirrwahnszeit, E. Diederichs, Jena.
9. Wege zum Frieden, E. Diederichs, Jena.
10. Jahrbuch der Seele, E. Diederichs, Jena.

NB.: Nr. 1, 3 und 6 vergriffen, nur noch in Buchereien.

Schriften u. a. über Hans Thoma.

1. Klassiker-Band H. Thoma, 15., von H. Thode, Stuttgart, 1899.
2. Griffelkunst H. Thomas, Graphischer Katalog, Voigtländer-Teubner, Frankfurt.

3. Radierungen H. Thomas, von J. Beringer, F. Bruckmann, München.
4. H. Thomas Leben und Schaffen, J. Beringer, F. Bruckmann, München, 1923.
5. H. Thoma, Hansstängel, München von A. Spier.
6. Das Hans Thoma-Buch von K. J. Friedrich, Seemann, Leipzig, 1919.
7. H. Thoma, Meister der Menschheit von K. Anton, G. Braun.
8. E. A. Seemann, Mappen 1 und 2, E. A. Seemann, Leipzig, farbig.
9. Der Malerpoet H. Thoma, Delphin-Verlag, München.
10. Abo-Buch, Text von M. Coester, J. Scholz, Mainz.
11. Lehrer Kalender 1862, M. Schauenburg, Lehr.
12. Federspiele von H. Thoma mit Versen von H. Thode, Keller, Frankfurt.
13. Skizzenbuch von H. Thoma, herausgegeben von J. Beringer, Stuttgarter K. V.
14. Zum Sehen geboren von H. Fritz, Stuttgarter Verlag.
15. Das Seemannbuch bei E. A. Seemann, Leipzig.
16. H. Thoma, Aus 80 Lebensjahren, Lebensbild von Beringer, Koehler-Amelang, Leipzig.
17. H. Thoma, Aufzeichnungen und Betrachtungen von E. Württemberg, Rotapfel-Verlag, Zürich, München.
18. Klassiker der Kunst: Thoma, eine Auswahl, herausgegeben von G. Keyßner, Stuttgart, Berlin, 1921.

NB.: Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 9, 10, 11, 12, 14 sind vergriffen, teils nur noch antiquarisch im Buchhandel zu haben.

Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Zum Gedenken an Hans Thomas 10. Todestag. / Von W. Berger.

Wenn auch der große Meister am Ende seines Buches „Im Winter des Lebens“ in der Weisheit und Güte des Alters die Worte findet: „Lassen wir jetzt die Rechnerei“, so ist es doch immer wieder gut, sich der Gegner zu erinnern, die dem jungen Künstler, dem Mann und dem Greis auf seinem langen Lebensweg gegenübertraten, die noch heute, nach Hans Thomas Tod, ihre Nachfolger haben und die durchaus nicht alle von sich behaupten können, daß sie nicht wußten, was sie taten.

In einer Ausstellung, in der vor wenigen Jahren vorübergehend allerbeste Werke von Hans Thomas hand vereinigt waren, ereiferte sich ein gründlicher Naturforscher, ein sicherer Kenner auf seinem Gebiet: „Wie lange noch muß sich die Menschheit diese Unwahrheiten gefallen lassen! Niemals gibt es solch ein Abendrot und niemals solche Wolken!“ Ein Zweiter trat herzu, auf die lebensvolle Zeichnung eines Baumes zeigend: „Es kann doch keineswegs die Aufgabe eines Künstlers sein, einen Krümmgewachsenen Baum wiederzugeben!“ Beide Aussprüche sind eine Neuauflage jener Weisheiten der „Öffentlichen Meinung“, die schon dem jungen Thoma den Rat gab: „Streich Risten an und Schrein, doch lass' das Malen sein!“ und die sich zu einer mit vielen Unterschriften bekräftigten Eingabe

verpflichtet fühlte des Inhalts, man möge doch diesem Maler ein für allemal das Ausstellen seiner Bilder im Kunstverein der Landeshauptstadt verbieten. Hans Thoma erwiderte das anspruchsvolle Ansinnen der Karlsruher mit dem Wegzug aus ihrer Stadt; hierbei war er gezwungen, Hunderte von Ebstudien und Zeichnungen zu verbrennen, da er in seiner damaligen Armut keine Bilderkisten kaufen konnte. Es mag sein, daß man solch schwere Künstlerschicksale schon längst für das Gegebene hält, aus Stumpfsheit oder in einem Gefühl von falscher Romantik; man vergißt, daß ernste Künstler schon mit der Gestaltung ihrer Werke zu ringen haben — ihnen sollte das Streiten mit Besserwissern erspart bleiben.

Die Kleinheit der Meinungen solcher Kunstfreunde ist leicht ersichtlich; ihre Beziehungen zur Kunst sind meist nur gelegentlicher Art, und so richten sie wenig Schaden an. Hans Thoma hat sie wohl im Lauf der Zeit nicht mehr beachtet: „Was ging denn mich das Sonntagspublikum an!“

Philister finden sich aber nicht nur im Bürgertum der Klein- und Großstadt; Hans Thoma hat sie auch unter den Künstlern kennen gelernt: „In Düsseldorf im ‚Malkasten‘ wurden Karikaturen von meinen Bildern gemacht, es herrschte das große Gallo, das min-

derwertige Menschen immer anstimmen, wenn eine neue, ungewohnte Erscheinung sie beunruhigt.“

Aber auch hier hat er zu verzeihen gewußt: „Derartige Gehässigkeiten haben mich zum Glück nie viel berührt, ich konnte gar vieles als Komik empfinden, von dem andere meinten, es müßte mich niederdrücken.“

Ein um Hans Thomas künstlerische Entwicklung besorgter Kritiker fragte ihn: „Wo wollen Sie denn eigentlich mit ihrer Kunst hinaus, Herr Thoma?“ Die Antwort mag den Mann durch ihre Einfachheit enttäuscht haben: „Ich will gar nirgends hinaus, ich forge nur, daß ich immer bei mir selbst bleibe.“

Genau besehen enthält dieser Satz ein Stück von jenem schlagfertigen, angeborenen Schwarzwälder Humor, dessen sich der Meister wohl bewußt war und dem gegenüber er für den „bissigen Witz“ sehr wenig übrig hatte.

Wenn Hans Thoma die Kraft hatte, die ablehnende Einstellung so vieler seiner Zeitgenossen als belanglos aufzufassen, ihr Gerede vom „Thomasalat“ und auch die Schreibereien in den Lokalblättern, so müssen die Meinungen jener Männer um so ernster genommen werden, die verlangen, daß man sie als die Juristen auf dem Gebiet der Kunst gelten lasse. Das gesprochene Wort und die Zeitungsberichte vergangener Jahrzehnte erreichen mit ihrer Wirkung kaum mehr unsere Tage: die neueren Kunstgeschichten, die Entwicklungsgeschichten der Malerei, die Kunsthandbücher, sie finden als größere, umfassendere Arbeiten die ständige Beachtung gläubiger Leser. Die darin enthaltenen persönlichen Auffassungen der Autoren werden leicht als unbedingt richtig angenommen, eine Nachprüfung durch selbständige und genaue Betrachtung der einzelnen Kunstwerke ist in den meisten Fällen gar nicht möglich, der flüssige Stil mancher dieser Bücher verführt zu allzu raschem Lesen, und das Ergebnis ist eine Art von Suggestion: Der Leser scheidet in Übereinstimmung mit dem Verfasser und nach dessen Willen die Künstler und die Kunstwerke in zeitgemäße und rückständige, in erst- und zweitklassige, auch wenn er ursprünglich da und dort eine andere Stellung eingenommen hatte. Ist er lernbegierig, so bewältigt er so viel als möglich von diesen Darstellungen. Von einem einheitlichen Standpunkt kann bald nicht mehr die Rede sein: Der Kunstfreund befindet sich zuletzt selbst im Zustand der Kunst der letzten Zeit, den man beim Betrachten der Bauwerke einer Großstadt oder der einzelnen Jahrgänge gewisser Kunstzeitschriften feststellen kann: „Wohlauf, lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des anderen Sprache verstehe!“

Verweilen wir zunächst bei der Art und Weise, wie in einer solchen „Kunstgeschichte“ die Persönlichkeit und das Werk eines Künstlers angeschaut und wiedergegeben werden; es versteht sich von selbst, daß wir als Beispiel für eine solche Behandlung einen deutschen Meister wählen. Da lesen wir aus dem Jahre 1912 über Ludwig Richter: „Hat es wirklich einmal einen Menschen von der vorsintflutlichen Bravheit dieses Mannes gegeben? Keine Mahlzeit wird eingenommen, ohne daß er vorher das Tischgebet spricht. Nachmittags schlürft er seinen Blümchenkaffee. Noch an seinem so. Geburtstag, halb blind und halb taub, war er in seinem Gott zufrieden. Das ist alles das

Gegenteil von Genialität. Als Mensch wie als Künstler fehlt ihm jedes feinere Aroma.“

Wer die Schamlosigkeit einer solchen Charakteristik noch schmerzlicher empfinden will, greife nach einer Wiedergabe des Bildes „Christnacht“ von Richter, dem wundervollsten deutschen Weihnachtsbild mit dem sich zur Erde niedersenkenden großen Christbaum, den Engeln und dem Christkind.

Auf Hans Thoma, einen „verspäteten Ludwig Richter“ — wie er in dem gleichen, vielgelesenen Buch genannt ist — wird dasselbe Verfahren angewandt: „Treuherrzig, spießbürgerlich und ein wenig ungeschickt, dieses Wort scheint auf ihn zu passen. Thoma Leier hat nur ganz wenige Saiten. Die Zeichnung bleibt leer. Farblich kommt er über das Niveau einer primitiven Miniaturmalerei nicht hinaus. In späteren Zeiten wird man auf die Dinge, die eine falsche Deutschstümelei jetzt preist, wenig mehr halten.“

Wenn er auch sonst sich wenig um die Kritik kümmerte, den Vorwurf der „bequemen und rentablen Deutschstümelei“ hat Hans Thoma immer mit aller Bestimmtheit zurückgewiesen: „Mein Deutschtum ist angeboren; ich wußte nichts davon, aber es äußerte sich in meinem Schaffen, das so ganz ohne Programm still seinen Weg ging. Ich wurde ein deutscher Maler, weil ich eben nicht aus der Haut fahren konnte.“

Ein Aufsatz aus dem Jahre 1908 bildet die Ergänzung jener Art von Kunsturteilen und Prophezeiungen. „Falsche Idealisten“ werden hier die genannt, die wie Hans Thoma ihrer Herkunft, sich selbst und ihrem Volk getreu geblieben sind, ohne sich von westlichen, östlichen und fernöstlichen Vorbildern beeinflussen zu lassen, trotz der Parole, die ein deutscher Schriftsteller in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift gleichsam als deren Grundgedanken bekanntgab: „Die schöpferische Synthese unserer Zeit geht auf die Umschlingung von Orient und Okzident.“ Die unbelehrbaren „falschen Idealisten“ müssen sich sagen lassen — mit dem wuchtigen Hinweis auf das „ewige Auf und Ab der Geschichte“, daß Beständigkeit eigentlich Rückständigkeit ist.

Wenn Hans Thoma auch durchaus nicht als „Bauernmaler“ gelten wollte, er mußte sich diese Bezeichnung doch gefallen lassen von einem Berliner Kritiker, der meinte: „Mit diesem Mann sitzt man am besten hemdärmelig am Tisch.“ So findet man dann, daß es lächerlich sei, an Stelle eines die Welt bereisenden Virtuosen nur einen Dorfgeiger zu malen; genau so lächerlich wie diese bäuerliche Gestalt wirke jener Gepanzerte, der, über dem heimatlichen Schwarzwaldtal stehend, dessen Frieden behütet: nur ein „falscher Idealist“ erschaut eine solche Erscheinung und „tischt seinen Zuhörern Märchen auf“.

„Die Gralsburg“, „Träumereien an einem Schwarzwaldsee“, „Die Törnen“ und die Kostümentwürfe für die „Nibelungen“ gelten dieser scharfsichtigen Kritik schließlich noch als Beweis für Hans Thomas Unselbständigkeit: mit vielen andern „falschen Idealisten“ läuft er nach Bayreuth, hinter „dem großen Rattenfänger mit der Zauberpfeife“ her. Der „lauteste Wortführer dieser Partei“ und Hans Thomas Herold ist Henry Thode, der in Wirklichkeit als ein vortrefflicher Beobachter nicht etwa nur beim Phantasiereich-

tum des religiösen, mythologischen oder poetischen Bildinhaltes verweilte, sondern vom künstlerischen Standpunkt aus Hans Thomas Werke und deren eigenen, klaren Stil — die Übereinstimmung von Inhalt und Form — als das Ergebnis eines ganz großen und vielseitigen Könnens erkannte.

Weitere Einzelheiten aus der umfangreichen Kritik an Thomas Werk erübrigen sich: Das Werk eines Künstlers ist immer wertvoller als die Meinungen darüber, und es gibt von Hans Thoma Bilder, vor denen eine Kritik oder irgendeine Art von Besprechung nicht in Frage kommt. In Frankfurt, in der großen Sammlung des Städelschen Kunstinstituts, befindet sich das Bild „Die Öd“, ein Blick aus einem Fenster in eine Parklandschaft; vor diesem Bild schweigt jeder erlebnisfähige Betrachter, wie auch vor den beiden Wandbildern in der Peterskirche zu Heidelberg. Im Karlsruher Thomamuseum hängt eine farbige Zeichnung der Laufenburger Stromschnellen; sie ist vor bald so Jahren entstanden und so sehr erfüllt von künstlerischer Gestaltungskraft, daß ihre Wirkung nie nachlassen kann: solange dieses Blatt erhalten bleibt, wird es ein Dokument höchster Kunst sein. Vor solch einem Können bedeuten die Überheblichkeiten der gescheitesten Kritiker nicht mehr als die engherzigen Krittelleien der spießbürgerlichen Besserwisser. Diese Überheblichkeiten — meist das Ergebnis eines hochgezüchteten Intellekts und eines Kunstgeschmacks, der nur noch nach den Produktionen längst nicht mehr bodenständiger Artisten auf der Suche ist („Kühlung in einem Garten der heißen Zone“) — führen zu einem Standpunkt, der weder national noch christlich ist und dies auch niemals sein will. Hans Thoma ist solch verstiegenen Außenseitern als ehemaliger Wälderbub und Sohn armer Eltern „in seiner Frühzeit ein über-

tünchter Bauer, der nachher sein Bauerntum mit Schlaueit zu nützen wußte“.

Hier liegt alles, was vielleicht jemals an Beziehungen zum deutschen Volkstum vorhanden war, rettungslos unter der undurchdringlichen Schicht einer aus allen Zeiten und Weltteilen übernommenen Kultur begraben — der „Umschlingung von Orient und Okzident“, und aus diesem Zustand entwickelte sich jene Gehässigkeit, mit der Feuerbach und Böcklin, Hans Thoma und Ludwig Richter und auch die Romantiker dem deutschen Volk lächerlich gemacht wurden. Hans Thoma hat niemals von sich aus Anlaß gegeben für die unablässig negative Kritik seiner vielen und hartnäckigen Gegner, es sei denn, daß seine immerwährende, ruhige Sicherheit als Mensch und Künstler sie herausforderte: „Ich fühlte eine ganz besondere Macht in mir, die Macht der Unabhängigkeit von aller Weltmeinung.“ Als Hans Thoma von seinen Schwarzwaldbergen fortging, hinab ins Tiefland, war dieses Unabhängigkeitsgefühl das beste Erbgut, was ihm die Heimat mitgab: seine künstlerische Sendung ward hierdurch erfüllt.

Die jahrzehntelangen, bewusst herabwürdigenden Angriffe der Kritik auf Hans Thoma und seine Kunst sind für uns zu Tagesmeinungen herabgesunken: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.“

Unsere eigene Aufgabe aber ist eindeutig bestimmt: wir müssen darüber wachen, daß sich nie wieder derartige, dem Wesen des deutschen Volkes widersprechende Darstellungen der Kunstkritik ausbreiten, zum gleichzeitigen Schaden der in der ganzen Welt hochgeachteten deutschen Kunstwissenschaft. Vor eine zweite hohe Aufgabe aber hat uns der Führer gestellt:

„Die wenigen Gottbegnadeten sind die Wegweiser für eine lange Zukunft, und es gehört mit zur Erziehung einer Nation, den Menschen vor diesen Großen die nötige Ehrfurcht beizubringen.“

Zur Geschichte des Landes an der Saar.

Von Karl Gruber.

Wenn wir heute vom „Saargebiet“ sprechen, müssen wir uns stets bewußt sein, daß dieser Begriff nicht historisch ist, vielmehr eine Verlegenheitschöpfung darstellt der Friedenskonferenz von 1919. Bis dahin hat es kein „Saargebiet“ im heutigen Sinne gegeben.

Wer aber sich die Mühe macht, die Geschichte des „Landes an der Saar“, wie wir besser sagen wollen, im Rahmen der deutschen Geschichte zu betrachten, wird feststellen müssen, daß dieses Stück Erde zu Deutschland gehört nach Sprache, Vergangenheit und Abstammung.

Das Deutschtum ist an der Saar seit der Völkerwanderung heimisch, also seit der Zeit, da für unsere

Zeitrechnung im Wesentlichen Europas Bevölkerung sich ausbildete. Alemannen und Franken wurden hier sesshaft, nachdem Kelten und Römer sich in der Herrschaft des Landes abgelöst hatten. Nur geringe Reste sind aus dieser vorgermanischen Zeit uns erhalten. Das Waldland an der Saar war noch wenig bevölkert, Kohle und Eisen nicht entdeckt. Die sog. Seidenkapelle am Halberg bei Saarbrücken, viele Gräberfunde mit keltischen Geldmünzen, der bekannte „Spellenstein“ in Rentrisch (vielleicht ein Stammesheiligtum) sind wohl die wichtigsten Spuren der Bevölkerung, mit der es Cäsar zu tun hatte, da er auch das Land an der Saar zu der römischen Provinz Gallia Belgica mit der Hauptstadt Trier fügte.

Von diesem römischen Kulturzentrum bekam dann auch das Saarland seine Anregungen. Die Mithrasdenkmäler (Saarbrücken und St. Wendel), die Landhäuser römischer Offiziere und Kaufleute in Güdingen, Kleinblittersdorf, Pachten, Kühlingen und Mettlach sind so entstanden. Die Töpferei eines G. Val. Sabellus in Tholey, ein Kupferstollen bei Wallerfangen, eine große Siegessäule und Reste einer Prachtvilla in Nennig sind Beweise für die wirtschaftliche Bedeutung in römischer Zeit.

Nach dem Zusammenbruch der Römerherrschaft nördlich der Alpen besiedelten Franken und Alemannen das Land an der Saar. In dem Kampf der beiden Völker um die Führung blieben auch hier die Franken Sieger. Fränkische Verwaltung zog ein und mit dem Deutschtum kam auch das Christentum. Zahlreiche „Kloster“ entstanden, von denen noch viele Kirchen erhalten sind. Mittelpunkt der Missionierung war wohl die Benediktinerabtei von St. Arnual, von der heute noch die „Stiftskirche“ als Bau aus dem 13. Jahrhundert steht. Daneben bildeten Tholey, Mettlach, Wadgassen, Wörschweiler, Gräfintal, St. Ingbert und Neumünster Stützpunkte der kirchlichen Arbeit.

Politisch ist das Schicksal des Landes an der Saar für die Karolingerzeit durch die Zugehörigkeit zum Mittelreich Lothars bestimmt. Nach der Teilung 870 gehörte es zum Ostreich als Glied des Herzogtums Lothringen. Maßgebend für seine wirtschaftliche Entwicklung war die schon zur Römerzeit bedeutungsvolle Tatsache, daß zwei wichtige Straßenzüge sich hier trafen: die Nord-Südlinie Basel—Straßburg—Zolland und West-Ost-Verbindung Paris—Mainz. Darnach gestaltete sich die Siedlung des Landes: Burgen schützten diese Straßen, Dörfer und Städte begleiteten sie. Am Treffpunkt aber, wo schon die Römer zum Schutze gegen Osten ihr Kastell errichtet hatten, entstand als älteste Siedlung Saarbrückens der Fischerort St. Johann. Hier erreichte auch die Römerbrücke das rechte Ufer der Saar und diente noch bis tief in das Mittelalter dem Verkehr. Zu ihrem und zugleich des fränkischen Königsgutes (am Fuße des Halberges) Schutze erwuchs im 10. Jahrhundert auf der Höhe die Burg Saarbrücken als Sitz des Grafen im Saargau, der an der „Malstatt“ zu Gericht saß. (Daher Malstatt—Burbach). Auch die Betreuung der reichen Stiftung St. Arnual gehörte natürlich zu den Aufgaben des Saargaugrafen. 1321 erhielt die Siedlung Saarbrücken, die sich aus gräflichen Dienstmännern und Handwerkern gebildet hatte, das Freiheitsrecht und 1381 wurden die Grafen von Nassau Herren der Burg und Stadt Saarbrücken. Sie blieben es bis in die Neuzeit und ihre Gräber — die „Gräfengräber“ — in St. Arnual und später in der Schloßkirche spiegeln eine jahrhundertelange Geschichte des Geschlechtes wider, dessen friedliche Entwicklung die großen Zeitläufte nicht wesentlich zu stören vermochten. Abgesehen von Plünderungen durchziehender Truppen, die auch das Neunkirchener Eisenwerk zerstörten, ging auch der Dreißigjährige Krieg am Saarland vorüber, ohne größere Spuren zu hinterlassen. Daher ist ja auch das Land noch so reich an mittelalterlichen Kirchen, die anderswo den Kriegsjahren zum Opfer fielen.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts tritt auch das Saarland in den Vordergrund der Geschichte, als Ludwig XIV., der große französische Annerionist, der als erster den Rhein anstrebte, die französische Grenze so weit nach Osten vorgeschoben hatte durch seine Gewinne in den Frieden von Münster und Osnabrück und im Pyrenäenfrieden, dann zu Aachen und Nymwegen, daß er auch die Hand nach dem kleinen Fürstentum an der Saar und seinen Nachbargebieten ausstrecken konnte.

Bekanntlich spielen gerade diese Dinge eine Rolle in der Denkschrift der französischen Delegation 1919, die auf einem Gutachten des französischen Orientalisten Ernest Babelon fußt. Nach der französischen Ansicht „gehörte das Saargebiet viele Jahrhunderte zu Frankreich und ist nur mit Gewalt von ihm getrennt worden. Landau ist 1684 an Frankreich abgetreten und Saarlouis von Ludwig XIV. erbaut worden. Beide Städte sind zur Zeit der französischen Revolution auf dem Bundesfest vertreten gewesen und haben ihre Zugehörigkeit zu der einen und unteilbaren Republik proklamiert“. Durch diese französische Feststellung sollte der Eindruck erweckt werden, als sei das Saarland 1681—1815 französisch gewesen.

Was lehrt aber in Wahrheit die Geschichte? Abgesehen davon, daß Landau, 80 km südöstlich der Saar gelegen, keine Saarstadt ist, war Saarlouis und Umgebung das einzige saarländische Ortsgebiet, das 1680—1815 französisch gewesen ist, im Verhältnis zum ganzen Saarland nur ein kleiner Teil. Das übrige Gebiet aber war 1681—97 = 16 Jahre und 1801 bis 15 = 14 Jahre, zusammen 30 Jahre französisch. So sehen in Wahrheit die „vielen Jahrhunderte“ aus. Und wie steht es mit der „gewaltsamen Trennung“ von Frankreich? Beidemale war die Franzosenherrschaft Kriegsbesatzungszeit, die der französische Imperialismus, zuerst unter Ludwig XIV., dann unter Napoleon I. auch anderen Ländern auferlegte, ohne daß aber daraus dauernde Rechte abgeleitet worden wären.

Die erste Besitzergreifung des Saarlandes geschah aber auf Grund jener „Reunionen“, wie Ludwig XIV. seine Eroberungen ohne Krieg nannte. Über sie aber hat Europa längst sein Urteil gesprochen. Französische Historiker wie Lavisse reden von Wortbruch und Hermann Oncken nennt sie „Gewalt unter dem schlechten Scheine des Rechts“.

Die Reunion selbst geschah aber so. 1673 weigerte sich Graf Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken gegenüber dem französischen Vertreter Marquis v. Rochefort, der mitten im Frieden mit französischen Truppen anrückte, den Treueid dem französischen König zu leisten. Er wurde daher gefangen nach Metz gebracht. Endlich wieder frei, sah er sein Haus nie wieder, sondern fiel als Oberst im kaiserlichen Heer bei Straßburg. Seine Witwe Leonore Alara mußte sich — 1680 vor die Metzger Reunionskammer geschleppt — verpflichten, ihr Land als ehemaliges Lehen des Bistums Metz von der Krone Frankreichs zu Lehen zu nehmen.

Gleichzeitig mit der Grafschaft Saarbrücken wurden auch Ottweiler, Homburg, Saarwerden, Zweibrücken, Bitsch, Finstingen und Lüzelsstein „reuniert“. Die

Allianz Europas jagte aber im Frieden von Kyswyk 1697 dem französischen König die ganze Deute wieder ab bis auf Saarlouis.

Diese Festung wurde 1680 von Ludwig XIV. persönlich gegründet zum Schutze der Saarwindung. Vauban bestimmte den Ort und leitete den Bau der Wasserfestung, den sein Schüler de Choisy vollendete. Die Einwohner holte man durch Zwang aus dem zerstörten Wallerfangen. Aber trotz der befohlenen Französisierung ihrer Namen und anderer Maßnahmen blieb die Bevölkerung deutsch.

Hatte Ludwig XIV. die Saar nur aus strategischen Gründen als Etappe zum Rhein benutzen wollen, so beginnt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die moderne wirtschaftliche Entwicklung des Landes einzusetzen. Unter Charlotte Amalie (1728—38) hören wir zum ersten Male von der noch allerdings wilden und abenteuerlichen Kohlenförderung, aber schon 1751 werden die Gruben verstaatlicht, wobei ein Kaufmann Köchling den Absatz zu Schiff saarabwärts zugeeilt erhält, und verschiedene Eisenwerke, so zu Neunkirchen, Gaislautern, Fischbach und Scheidt, werden ausgebaut. Eine Reihe von Hammerwerken so 1746 am Galberg, 1750 in Rentrißch entsteht. 1773 gibt es 45 Stollen mit 141 Arbeitern.

Dieses am Anfang der Industrieentwicklung stehende Saarland sieht 1770 Goethe, als er von Straßburg aus Präsident v. Günderrode, einen Frankfurter, besucht. Im zehnten Buch von Dichtung und Wahrheit hat der große Beobachter bezeichnende Worte gefunden über Saarbrücken, „den lichten Punkt im felsig-waldigen Land“.

Schon ist aber die zweite Sturmzeit für das Saarland im Kommen: die große französische Revolution. Fürst Ludwig, der das Land damals führte, war noch einmal ein Typus des absoluten Herrschers. Theater, Soldatenspiel, Jagd und schöne Frauen füllten seine Zeit aus. Katharina Rest aus Fehningen, das „Gänsegretel“, hat dadurch ihre volkstümliche Berühmtheit erlangt. Fürst Ludwig floh vor der Revolution über Mannheim nach Baden-Baden und starb in Aschaffenburg.

1792 rückten die Revolutionsheere auch an die Saar und besetzten das Land. Im nächsten Jahre aber nach der Belagerung von Mainz stießen die preussischen Truppen gegen die Saar vor. Oberst Blücher wurde in Dudweiler als Erlöser begrüßt, die Erstürmung Saarbrückens stand bevor, da folgte König Friedrich Wilhelm II. dem Rufe seiner Ostpolitik und befahl den Rückzug seiner Truppen, die über St. Ingbert, Waldmohr, Kaiserslautern zum Rheine sich bewegten und damit im gefährlichsten Augenblicke, da Aufstände in der Vendée und Lyon, Bordeaux und Marseille tobten und allenthalben Zuchtlosigkeit herrschte, das linke Rheinufer räumten, jenem zweifelhaften Gewinn zuliebe, den die polnische Teilung Preußen brachte. Der verhängnisvolle Friede von Basel 1795 machte bis 1814 das linke Rheinufer französisch. Das Land an der Saar bildete das Departement Saar mit der Hauptstadt Trier und mußte wider Willen dem großen Korpsen Soldaten und Material für seine Kriege stellen. Daß dabei 1808 bis 1811 die „Kaiserstraße“ von Paris über Metz, For-

bach, Saarbrücken, St. Ingbert, Homburg, Kaiserslautern nach Mainz gebaut wurde, geschah nicht aus Liebe zum Saarland, sondern aus militärischen Gründen, wirkte sich aber zugunsten des Landes aus, dessen Verkehr dadurch gefördert wurde.

Durch diese Straße sollte Saarbrücken auch die Tragödie Napoleons unmittelbar miterleben; am 17. Dezember 1812 eilt Napoleon auf der Flucht aus Rußland durch Saarbrücken. Bald ziehen in umgekehrter Richtung neu ausgehobene Truppen nach Deutschland hinein — bis 4. September sind 270 000 Mann durchgekommen —, die das erwachende Deutschland besiegen sollen. Am 16. April 1813 ist Napoleon selbst in Saarbrücken. Dann geht auf Leipzigs Schlachtfeldern sein Stern unter, und am 6. November kehrt der Kaiser geschlagen zurück, gefolgt von erschöpften Truppen, die als schlimmes Geschenk den Typhus an die Saar mitbringen. Schon am 7. Januar 1814 erscheinen preussische Husaren unter General Blücher in St. Johann und erzwingen den Abzug der Franzosen in der Nacht vom 9./10. Januar. Die Befreiung des Saarlandes scheint gekommen.

Doch wenn auch die Saarbevölkerung sich darnach sehnte, zu Deutschland zurückzukehren, Monarchen und Unterhändler nahmen auf dem Wiener Kongreß keine Rücksicht darauf und ließen den geschickten Talleyrand bestimmen. So blieb das Saarland als militärischer Stützpunkt und zukunftsreiches Wirtschaftsgebiet bei Frankreich.

Bestürzung, Unwillen und Empörung verursachte diese Entscheidung, wie ein Zeitgenosse schreibt, an der Saar, Görres berichtet im „Rheinischen Merkur“ am 17. Juni 1814, daß in Mainz eine Deputation von Saarbrücken erschien, um Deutschland anzuflehen, sie aufzunehmen.

Und Deutschland verstand seine Brüder an der Saar. Allenthalben nahm man den volksfremden Beschluß der Friedensunterhändler mit Entrüstung auf. Hatte man doch auch nicht das Verlangen der Freiheitskämpfer nach Elsaß-Lothringen befriedigt. Damals sang daher auch Rückert sein Lied, in dem es heißt:

An der Brück' an der Saar,
Deutsche Waldvögelein,
Wenn ihr singt hell und klar
Im freien Sonnenschein,
Denkt, daß von eurer Schar
Eins trauern muß allein
An der Brück' an der Saar.

Und als am 18. Oktober die Freudenfeuer über Deutschland leuchteten, blieb es dunkel an der Saar, die noch einmal einen Winter unter französischer Verwaltung erleben mußte.

Der Umschwung kam durch die 100 Tage mit dem Wiedererscheinen Napoleons. Die neue Friedenskonferenz brachte eine andere Einstellung, auf die eine Denkschrift der Saarbevölkerung und Englands Mißtrauen gegen Frankreich starken Einfluß ausübten. So gab der zweite Pariser Friede im November 1815 Saarbrücken, St. Johann, Saarlouis, Rehligen an Preußen und damit an Deutschland zurück.

Und nun nahm das Saarland in den nächsten fünfzig Jahren teil an dem großen Aufschwung der deutschen



501
Gaienhofen.

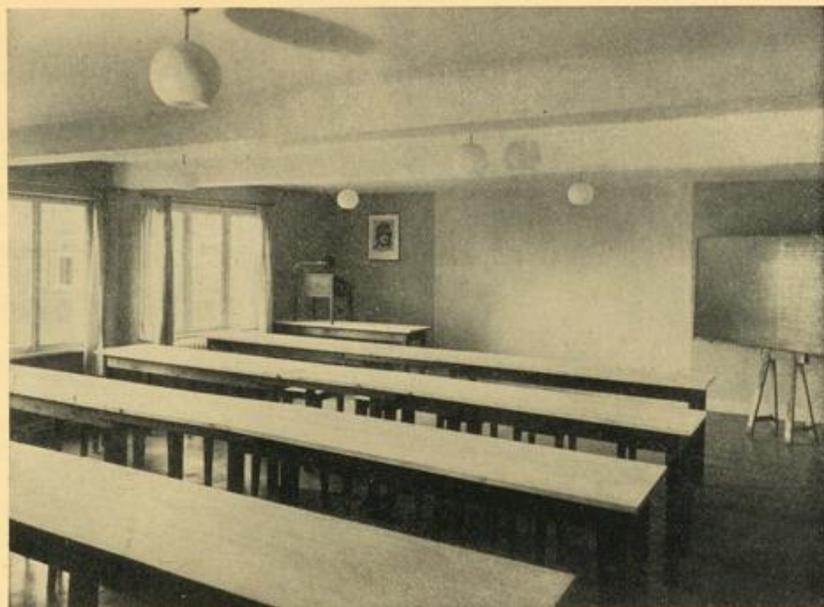
Schulungslager Gaienhofen
von Süden. / Einfahrt.



Aufenthalts-
und Eßraum.

Beilage zu: „Das Schulungslager des NSLB, Gau Baden, in Gaienhofen“.

Unterrichtsraum
im Schulungslager
Gaienhofen.



Waschraum.

Sechsbettiger
Schlafraum.



Wirtschaft, in der es eine wichtige Rolle spielen sollte. Der Bau der Bahn Saarbrücken—Ludwigshafen 1852 und ins Moseltal bis Trier 1860, brachten zusammen mit dem Saarkanal eine gewaltige Steigerung in der Förderung von Saarkohle. Kein Wunder, daß daher in den 60er Jahren neue französische Annexionsgelüste sich regten.

Wie treu aber das Saarland zu seinem Mutterland hielt, sollte sich 1870 zeigen, als der französische Vorstoß unter Frossard sich vorübergehend Saarbrückens bemächtigte. Als dann nach dem Rückzug der Franzosen auf die Spicherer Höhen der Sturm auf den roten Berg und Spichern nötig wurde, beobachteten die Bürger den Kampf der deutschen Brüder mit höchster Anteilnahme und nahmen 3000 Verwundete, die der schwere Kampf kostete, in ihre Pflege.

Das Ehrental, das Winterbergdenkmal und Anton v. Werners Gemälde im Rathausaal sind lebendige Erinnerungen an jene große Zeit.

Der weitere gewaltige Aufstieg der deutschen Wirtschaft brachte auch dem Saarland ein mächtiges Anwachsen der Bevölkerung. Viele Eingemeindungen machten sich notwendig. Groß-Saarbrücken wuchs zur Großstadt. Das Land an der Saar ward eines der am dichtesten bevölkerten deutschen Gebiete, eine Schlagader der deutschen Wirtschaft.

Kein Wunder, daß auch der Weltkrieg große Opfer auferlegte. 253 Fliegerüberfälle erlebte das Land um Saarbrücken. 61 Tote und 77 Schwerverletzte neben 2 170 000 Mark Sachschaden waren zu beklagen.

Und dann kam erst das größte Opfer für das Saarland. Am 9. November 1918 wurde der Waffenstillstand geschlossen, am 21. November begrüßten die Saarländer ihre deutschen Waffenbrüder, die von der Front heimkehrten und am 23. schon zogen französische Truppen ein als erste Besatzung. Was der 28. Juni 1919 im Diktat von Versailles brachte in seinem 45. Artikel, bedeutete den dritten großen Versuch Frankreichs, das Saarland sich anzueignen. Die Grenzen zog man nunmehr allerdings nicht nach strategischen, sondern nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. So kam zum preussischen Saarland auch noch ein Stück „Saarpfalz“ hinzu.

Was seitdem das Saarland erlebte, gehört zur Gegenwart, die wir gestalten wollen.

Die Geschichte lehrt uns aber, daß zweimal Frankreichs unberechtigtes Machtstreben in seine Schranken gewiesen werden konnte, zu einer Zeit, da Deutschland noch uneins war. Das einige und erwachte Deutschland steht geschlossen hinter der Saarbevölkerung und ihrem Willen, zu Deutschland zurückzukehren: Deutsch bleibe die Saar!¹

*

Literatur.

Kloevekorn, Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme.
Kuppersberg, Geschichte des Saargebiets.
Zimmermann, Das Land an der Saar.

¹ Diesen geschichtlichen Rückblick setzt in der nächsten Folge ein Beitrag fort, der schulischen Versuchen der Franzosen nach 1919 gewidmet ist: Der französische Kulturkampf an der Saar, die Domanienschulen.

Walter Flex

Wir sind der Haß der Erde.

Echo aus dem Saarvolk.

Wir sind der Haß der Erde,
Ob Mann, ob Weib, ob Kind.
Doch was auch daraus werde,
Wir bleiben, was wir sind!

So laßt uns schwör'n und singen
In Nacht und Sturm hinein:
Deutsch bis zum Todesringen
Und nichts als deutsch zu sein!

Ihr klopft bei uns vergeblich an,
Euch wurmt's, daß wir aus festem Holze.
Hier trägt sein Volkstum jedermann
In Treu und Treu mit freiem Stolze.

Wir werden nie zur Unheilsfahrt
Der welschen Habgier uns verschreiben;
Wir sind von uralter deutscher Art
Und wollen's ewig bleiben!

Die Gralsburg.

Erzählung von Otto Gmelin.

(Bilder von W. Suppert, Karlsruhe.)

Wir warteten auf den Frühling. Es war fast das einzige, worauf wir warteten und wovon wir wußten, daß wir nicht vergebens darauf warteten. Unser Graben lag weit vorne an einer der flachen Bodenwellen. Wenn wir darüber hinwegsahen, erblickten wir das fast ebene Land, das vom häufigen Trommelfeuer in eine graubraune Kraterlandschaft verwandelt schien. An einigen Stellen weiter rechts waren noch kleine Wäldchen, die nicht völlig zerstört waren. Links vor uns hatte auch einmal ein Wald gestanden, aber als wir in den Abschnitt kamen, war er schon nur noch ein zersplittertes, verkohltes und vielfach aufgerissenes Feld mit vereinzelt meterhohen Holzstrünken. Die Wochen waren sehr ruhig. Es geschah, was unter uns verpönt war, daß dann und wann ein Wort vom baldigen Frieden fiel. Die meisten von uns standen nun bald drei Jahre an der Front. Manche waren wegen Verwundungen zwischendurch einige Wochen oder Monate in der Heimat gewesen, andere auch immer nur vorübergehend auf kurzen Urlaubeu. Aber seit einiger Zeit kamen die meisten auch davon ohne inneren Frieden zurück. Über viele war die große Heimatlosigkeit gekommen, denn sie waren dem bürgerlichen Dasein entwachsen. Wo-



hin gehörten wir? Es war nicht mit Worten zu greifen. So lebten wir in einer abgerissenen Stille in die ersten milden Frühlingstage hinein, ganz dem Notwendigsten, den Pflichten des Dienstes und Tages hingegen und vermieden es bewußt oder unbewußt an Dinge zu rühren, die noch nicht reif waren.

Vielleicht wäre dieses Leben unerträglich gewesen, hätte nicht in seiner Gemeinsamkeit mit den Kameraden eben schon wieder die Ahnung eines neuen Anfangs und einer Möglichkeit gelegen, nicht als erdachte Lösung, sondern als gelebte und alltägliche Wirklichkeit. Als das Wetter heiter wurde, lebte die Gefechts-tätigkeit etwas auf. Es gab Erkundungsvorstöße, von

uns und vom Feind aus. Flieger zeigten sich häufiger und eines Morgens gab es eine mehrstündige Beschießung mit mittleren Kalibern, die zwar uns wenig Schaden tat, aber doch zu erhöhter Aufmerksamkeit zwang und den Essenholdern und Patrouillen ihre Aufgaben erschwerte. Unsere Artillerie erwiderte das Feuer, bald darauf ließ es nach und verstummte gegen Abend fast ganz. Der Tag ging mit rotgoldenen Wolken in grünen Himmelstiefen fast festlich zu Ende. Und doch hatte uns das Krachen und Zeulen der Geschosse erinnert, daß jeden Augenblick die Hölle um uns losbrechen konnte. Am folgenden Morgen stieß mich der Gefreite Krings, der neben mir vom Graben Ausschau hielt, an und deutete nach rechts, wo ein kleiner Granattrichter sich einsenkte. Ich war auf eine militärische Beobachtung gefaßt, aber ich fand nichts Verdächtiges. Dann erst fiel es auch mir auf: dort stand ein Büschel niedriger gelber Strahlenblüten des Zuslattich. Ich nickte nur. Mittags, als die Essen-träger wiederkamen, erschien der Gefreite mit einem dieser Blütenköpschen im Knopfloch. Wir sahen es alle, wir starrten ihn an; es wurden Witze gemacht; aber nachher riß ihm einer die Blume heraus und warf sie fort. Die Blüte hatte uns etwas angetan.

Später setzte das Feuer wieder ein. Es war schwerer zu ertragen als am Tag vorher. Wir fühlten es alle, obwohl keiner davon gesprochen, es kaum gedacht hätte. Es war das Gefühl, als merkten wir, daß wir mitten in einem sehr langen, sehr tiefen Tunnel waren; hinter uns war das Tageslicht verschwunden und es gab kein Zurück mehr zu jenem Tal der Selle; vor uns aber war noch kein Licht aufgetaucht. Kam es überhaupt? Wir saßen bei trüben Kerzen im Unterstand. Über uns scholl die Schlacht an, die wir zu gut kannten. Das Getöse war allgemein geworden. Nur diejenigen, die Wache hatten, sahen es, die andern wußten es. Stundenlang donnerte und ballerte es ringsum in die Erde. Stahlklöße bohrten sich in den Boden, krachend barsten sie in tausend Stücke, schleuderten haushohe Fontänen von Erde und Rauch empor. Manchmal bebte unser Unterstand und der Krach plagte betäubend gegen die Trommelfelle und riß an den Nerven. Jetzt mußten auch schwere Kaliber dabei sein. Abends ließ es wieder nach. Aber wir wußten: Es war etwas im Gang. Um Mitternacht kam der Befehl durch: in der darauffolgenden Nacht sollten wir stürmen. Das feindliche Feuer war Störungsfeuer. Den folgenden Tag lebten wir in Vorbereitung. Das Feuer auf unsere Gräben hörte fast auf. Wir bekamen einen Sturmtrupp zugeteilt. Drüben sahen wir die Rauchwand unseres Trommelfeuers auf der feindlichen Linie. Ich hielt nach den

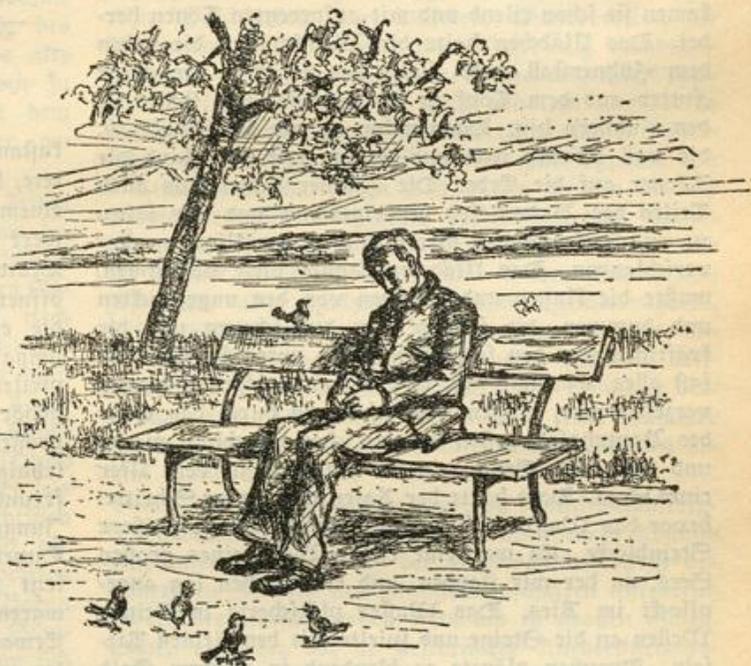
gelben Blüten Umschau: sie waren verschwunden, verschüttet oder verkohlt, oder mit Rauch, Eisen und Erde in die Luft gewirbelt und zerrissen. Ich kniff die Zähne zusammen, es gab genug zu tun und zu denken. Aber trotzdem lebte es in mir weiter.

Die entscheidende Nacht schien klar und mild. Der Feind war, wie wir hörten, im Nachbarabschnitt angegriffen worden, um ihn über unsre Absicht zu täuschen. Es war gelungen. Nur seltene Einschläge trafen unser Vorfeld; die feindliche Artillerie war zum Schweigen gebracht. Wir standen im Graben bereit. Drüben bligte die Feuerwolke unseres Sturmreiffschießens. Im Schein von Leuchtkegeln wurde manchmal das tote Gelände vor uns weit sichtbar in gelbes Licht getaucht mit scharfen Schatten. Auch die Qualmmauer drüben stand dann für Augenblicke wie ein grünbraunes, sich ringelndes Untier da, das, soweit das Auge reichte, den Weg in die Welt sperrte. Wenn dann die Nacht sie wieder verhüllte, war sie nur durch unaufhörliche weiße, gelbe, rötliche Blitze erkennbar, die daraus zuckten. Wir standen die letzten zehn Minuten in allen Nerven gespannt in kleinen Trupps an den Sturmausgangstellen und sammelten uns, unterdessen verschärfte sich das Feuer auf die feindlichen Linien. Nur selten kamen Granateinschläge unserer Stellungen nahe. Der Feind mußte sturmreif sein. In den letzten Minuten wuchs die Spannung in uns ins Unerträgliche. Ich prüfte meine Handgranaten. Kurz vor dem befehlsmäßigen Augenblick des Angriffs ließ das Getöse über uns und drüben schlagartig nach, das Feuer wurde weiter nach hinten verlegt. Als der Pfiff ertönte, kletterten wir hoch und verteilten uns laufend.

Ich sah die gespenstische Landschaft, während ich mich durch Drahtgeschlinge und Trichter arbeitete; ich sah das bläuliche und gelbliche Gewölk träge hinziehen, Schatten darin. Ich kam in eine flache Ebene, die fast ohne Zindernisse war, vor mir lag eine Bodenwelle, die mir für Minuten die feindliche Linie verdeckte. Wenn die grellen Lichtbogen der Leuchtkegel erloschen, sah ich für Augenblicke die Sterne. Ich lief über die zerbröckelte Erde unter den Sternen hin, es schien mir, als lief ich sehr lange, ich verlor das Maß der Zeit. Seitlich vor mir fiel ein Einschlag, spritzte mit Getöse hoch; ich wurde wie von einer flachen Hand auf die Erde niedergeworfen. Dabei mußte ich mich am Knie verletzt haben; ich spürte einen durchdringenden Schmerz, griff nach dem Knie mit der einen freien Hand. Ich sah noch einmal die Sterne, flammerte mich gleichsam daran fest, jedoch wurde mir alles unklar und verworren, und ich dachte nur noch: Dort drüben läuft Krings. Ich werde gleich auch wieder laufen. Aber ehe ich meinen Entschluß ausführen konnte, entschwand ich mir vollkommen.

Ich weiß nicht zu sagen, wie alles dann kam und wie es zusammenhängt. Ich fand mich wieder zuerst an einem milden und wärmenden Gefühl. Ich saß auf einer Bank in einem Garten; die Frühlingssonne lag über einem Rasen und schmalen Blütenbeeten. Der

Zimmel stand zartblau und klar über der besonnenen Welt. Ich besann mich, oder ich wollte mich besinnen, aber es gelang nicht, ich wußte nicht einmal, daß ich es wollte oder was Besinnen war. Ich glaube, wenn ich mich recht erinnere, ich wußte in den ersten Stunden oder Tagen gar nichts von meiner Vergangenheit, nichts von meiner Person, nichts vom Krieg. Ich wußte erst recht nicht, wie ich in diesen Garten kam oder sonst irgend etwas, was auf mein Ich von vorher Bezug hatte. Ich wunderte mich auch nicht einmal darüber, daß ich keine Vergangenheit hatte. Ich war ein vollkommen anderer Mensch. So ungefähr muß es sein, falls die Lehre von der Reinkarnation auf Richtigkeit beruht, wenn ein Mensch in ein neues Leben kommt. Ich hatte keine Kraft, durch den Nebel des Gedächtnisses hindurchzudringen oder ihn auch nur zu erkennen. Nur ganz undeutlich wußte ich ihn hinter mir und in mir; nur der Gedanke, daß es ein früher schon gegeben hatte, daß ein Zusammenhang da war, tauchte manchmal flüchtig und unklar auf und es war dann ein Schweres fühlbar. Aber das war keine Wirklichkeit. Vor mir war der Garten in der Sonne, um mich wehte die leichte milde Luft. Eine Weile saß ich schweigend still und sog alles in mich ein mit der Verwunderung des Neugeborenen. Ein junger Apfelbaum stand auf dem saftiggrünen Rasen, seine Äste



über und über besteckt mit rosabehauchten Blüten. Ich sah die Bienen und Hummeln um ihn schwärmen; manchmal umsummte mich eine mit plötzlich lautem Brumnton. Ein Zitronenfalter flatterte über das Beet mit den Tulpen, scheinbar ziellos, ganz nur der Lust des Flatterns hingegeben; meine Augen folgten ihm, bis er hinter der Hecke verschwand. Ich atmete langsam und tief, ich freute mich des Atmens. Ich spürte die Sonnenwärme durch den Anzug auf der Haut meiner Arme, meiner Beine, meiner Schultern. Ich trug einen grauen Anzug. Ich sah meine Hände, ich hatte die Beine übereinander geschlagen und beide

Hände auf die Knie gelegt. Ein Buchfink hüpfte über den Kiesweg, näherte sich meiner Bank, schaute um sich und piepte. Ich weiß nicht, woher ich es wußte, daß ich in der linken Rocktasche ein Stückchen Weißbrot hatte. Ich griff hinein und warf dem Fink einige Brosamen zu, die er fröhlich hüpfend und mit dem Schwänzchen wippend aufspickte. Er kam nahe an meine Füße und in einigem Abstand gesellten sich ihm mehrere Spatzen zu. Als ich mein Stück schönen Weißbrotes verfüttert hatte, flogen sie davon. Es war sehr still um mich. Ich sah wieder den Hummeln zu, die um die weißen, roten und gelben Tulpen taumelten. Ich ließ die Wärme der Sonne in mich sickern. Nach einiger Zeit kam ein Mädchen den Kiesweg her. Es mochte wohl vierzehn Jahre alt sein. Es hatte ein schlichtes hellblaues, blumiges Kleidchen an mit kurzen Puffärmeln, aus denen bräunliche, dünne, lange Arme kamen. Es trug keine Strümpfe und an den Füßen Sandalen. Um sein bräunliches, klares Gesicht hingen blonde, krause Locken.

„Kommen Sie, wir wollen die Hühner füttern“, sagte es zu mir. Es trug einen Topf in der rechten Hand und eine irdene Schale in der linken. Ich erhob mich, nahm ihm die irdene Schale ab und wir gingen den Weg hin. Durch ein Seckentörchen gelangten wir in einen Baumhof, der vom Blumengarten abgetrennt war. Dort waren die Hühner. Als sie uns sahen, kamen sie schon eilend und mit aufgeregten Tönen herbei. Das Mädchen holte die Blechschüssel, die neben dem Hühnerstall stand, füllte das gekochte, breiartige Futter aus dem Topf in die Schüssel und stellte sie den Hühnern hin. Dann nahm es mir die Schale ab, die voll Körner war und streute mit der Hand die Körner auf die Erde. Die Hühner kamen aus allen Teilen des Baumhofes herbeigerannt und wir sahen zu, wie sie erregt und gierig in wenigen Minuten alles verschlangen. Das Mädchen kannte viele von ihnen, wußte die Klugen und findigen von den ungeschickten und dummen, die frechen von den scheuen und die Kräftigen von den schwächlichen zu unterscheiden. Als fast alles, was wir gebracht und ausgeschüttet hatten, verzehrt war, gingen wir zusammen durch das Gras des Baumhofes, dessen Bäume schon abgeblüht waren und das erste Grün zeigten, hinunter zu dem Ufer eines Sees. Dort hörte der Rasen auf, einige Schritte, bevor das Wasser anfang, lag Kies und einige größere Steinblöcke. Es war eine kleine Bucht eines großen Sees, an der wir standen, und ein Nachen lag angepflückt im Kies. Das Wasser plätscherte in kleinen Wellen an die Steine und spielte mit den kleinen Kiesel. Draußen glänzte es blendend in mattem Gold und Blau und in vielen anderen Farben in der Sonne. Über der Wasserfläche des großen Sees lag ein dünner, glänzender Dunst, aber in weiter ferne hoben sich aus dem Dunst bläuliche Berge, und an einer Stelle, wo sie sehr hoch waren, leuchteten weiße Schneefelder zu uns herüber. Während ich neben dem Mädchen am Ufer stand, ertönte ein Glöckchen hinter uns aus dem Garten.

„Kurt läutet zu Tisch“, sagte das Mädchen neben mir, „o, ich habe riesigen Hunger. Sie auch?“ Indem wir gingen, nahm das Mädchen zärtlich meinen Arm und sah mich fröhlich lachend an. Jetzt verspürte wirklich auch ich Hunger.

272

„Katen Sie, was es gibt!“, forderte mich das Mädchen auf.

Ich lachte und riet, was mir einfiel, wahllos. Jedesmal wenn ich falsch riet, gab es großes Gelächter und Gisela — nun wußte ich auch plötzlich wie das Kind hieß — sprang an mir in die Höhe und trieb allerlei kindliche Neckereien.

Wir gingen durch den Garten zurück. Hinter frischgrünen Obstbäumen, Setzen und einer großen Ros-



Kastanie, die ihre handförmigen Blätter eben entfaltet, kam ein ziemlich großes und schlichtes Haus mit einem Giebel zum Vorschein. Es war vom Kletterwerk eben ergrünender Glyzinien umrankt, die ihre Blüentrauben schon ausgebildet, aber noch nicht geöffnet hatten. Vor dem Hause war eine Art Terrasse, die erhöht lag. Ein weißgestrichenes Holzgeländer umgab sie und an ihren Ecken trugen ebensolche Holzpfiler ihr Dach, über dem eine zum Giebelstockwerk gehörige Veranda war. Auf der Terrasse war ein großer runder Tisch gedeckt. In einem alten hochlehnigen Stuhl saß ein älterer Mann, der uns mit freundlichem Gesicht begrüßte. Gisela und Kurt, ein Junge von vielleicht zwölf Jahren, und ein halbes Dutzend anderer Kinder setzten sich an den Tisch. Zuletzt kam Elfriede, die Haushälterin. Die Kinder waren alle recht heiter und zu mir wie zu den andern Erwachsenen sehr zutraulich. Sie lachten und schwatzten und aßen mit großem Gefallen alle die einfachen, reichlichen und gut zubereiteten Speisen, die auf den Tisch kamen. Gisela und ein anderes junges Mädchen brachten die Speisen aus der Küche. Auch das junge Mädchen aß mit uns. Dabei hatten sie immer neue Einfälle und machten vielerlei Spässe, so daß auch wir Erwachsenen oft mitlachen mußten. Wenn sie sich aber gegenseitig allzusehr ärgerten, oder allzu wild wurden, mischte sich der alte Herr ein, indem er ein paar ruhige Worte sagte, die sie zur Vernunft brachten. Wenn er sprach, besonders wenn er etwas erzählte, hörten sie ihm alle aufmerksam zu. Ich sah ihre großen Kinderaugen aus den rundlichen und zarten Gesichtern leuchten. (Fortsetzung folgt.)

Walter Beck **Das Schulungslager des NSLB,**
Gau Baden, in Baienhofen am Untersee.¹

Südwestlich von Radolfzell mit Schiff, Postauto oder Schusters Kappen erreichbar, liegt zwischen dem Untersee und dem Rheinstrom, jene meist unbekannte und doch so reizvolle Bodensee-gegend, die „Höri“ mit dem Schienerberg.

Sind wir vom Untersee ums „Horn“ herumgefahren, bringt uns das Schiff bald zum Landungssteg Baienhofen. Aus hohem Baumbestand heraus grüßt das alte, nach dem Brande freilich in neuem Gewande aufgebaute Schloß, der frühere Amtssitz der fürstbischöflichen Obervögte der Herrschaft Baienhofen (vom 13. Jahrhundert bis 1803). Hier vorbei führt der Weg vom See hinauf leicht ansteigend zum Oberdorf, in dem fast an höchster Stelle mit herrlichem Seeblick und Aussicht auf Land und Schienerberg das Anwesen des NSLB. liegt. Es war keine schlechte Wahl, die der ehemalige Verein bad. Lehrerinnen f. Jt. getroffen hat, und es geschah auch nicht ohne bestimmte Absicht, wenn die Gauamtsleitung des NSLB. gerade dort in jene Ecke Landes, wo alte und älteste deutsche Geschichte, Kunst und Kultur zu Hause ist, in jenes Anwesen, verbunden mit dem Ferienheim des NSLB., ein Schulungslager gelegt hat.

Um einen geräumigen Hof, den in Kommenden Zeiten ein hoffentlich recht mächtig werdender Nussbaum beschatten wird, liegen die Haupt- und Nebengebäude. Nach Morgen das Schulungslager, im sonnigen Süden das „Seeheim“ mit seinem Zweiseitenblick, nach Norden das Wasch- und Gärtnerhaus, im Westen ein Wirtschaftsgebäude. Zwei Zugänge führen zum Hof, der eine als Fußweg von der tieferliegenden Landstraße Weiler-Baienhofen, vorbei an dem im Sommer blütenreichen Steingarten hinauf zur Wiese und zum Gartenland am Schulungslager, der andere als Fahrweg bringt uns von Süden unter prächtigen Apfelbäumen hindurch zum Hof. Rechts grüßt der Lagerbau und in stolzer Höhe die Flagge des Dritten Reichs. Das Gebäude, in dem nun der Gau Baden des NSLB. die politische und weltanschauliche Schulung seiner Mitglieder vornehmen wird, wo man sich aber auch zu ernster Facharbeit in allen Gebieten Rasse, Vererbungslehre, Blut, Boden, Geschichte, Sprachen, Heimatkunde usw. zusammenfindet, ist im Juni 1934 zur Abrundung des Besitztums hinzugekauft worden. Nun galt es aus dem an und für sich nicht zu großen, aber vielräumigen Hause zu gestalten, was für den neuen Zweck bei äußerster Sparsamkeit nötig war. Die Aufgabe war nach möglichst freien und hellen Räumen gestellt, denen aber auch eine gewisse Behaglichkeit anhaften sollte.

Über vier Geschosse verteilen sich die Räume um eine mittlere Treppe und um die kleinen Flure in den Ge-

schoffen. Nicht ganz einfach war die Einfügung eines großen Unterrichtsraumes, der für etwa 34 Plätze ausreichend sein sollte. Er hat im Erdgeschoß durch Zusammenziehen von 4 kleineren Räumen geschaffen werden können, erhielt an der Langseite drei große neue Fensteröffnungen, ist in hellem Gelbgrau gehalten mit lichtgrünen Fenstervorhängen, die das Sonnenlicht angenehm dämpfen. Die Westwand gibt die Projektionsfläche für einen Lichtbildapparat her. Schmale Tische und Hocker bilden die Möblierung. Auf dem gleichen Stocke liegen noch eine Kleiderablage, ein Arbeitsraum zur Bearbeitung einzelner Fragen seitens der Kursteilnehmer und ein vierbettiger Schlafraum. Nur Schlafräume enthält das erste Obergeschoß, im zweiten (Dachgeschoß) liegt das Zimmer des Schulungsleiters, ein Putz- und ein Kofferraum. Im Sockel- oder Kellergeschoß wurde neben dem Heizraum ein geräumiger Waschraum mit sechzehn Waschbecken, zwei Duschen, Wandbrettern zur Aufnahme von Mundglas und Waschzeug, Handtuchhaltern — für jeden einzelnen Teilnehmer mit Nummer versehen — ganz in weiß gehalten angeordnet und nach Süden unter dem Unterrichtsraum in bäuerlicher Einrichtung der Aufenthalts- und Kfzraum. In 5 Tischgemeinschaften zu je 8 Mann werden sich die Teilnehmer hier mit ihrem Schulungsleiter, Lagerleiter, Sportlehrer und den verschiedenen Referenten der Schule zusammenfinden. Der Raum ist weißgrau gestrichen, alles Holzwerk, Balken, Fensterrahmen, Tische, Stühle, Schrank sind hellnussbaum getönt. Im Anrichteschrank hat jeder Teilnehmer für sein mitgebrachtes Kfzbesteck ein besonderes mit Nummer versehenes Fach. Überhaupt, wer einmal seine Nummer erhalten hat, findet darnach alles, was er braucht bis zum Spind und Bett.

Von zu großen Schlaffsälen, die schon baulich Schwierigkeiten bereitet hätten, wurde von vornherein Abstand genommen, weil dadurch der Kameradschaftsgeist des Lagers in Stuben- und Tischgemeinschaften wesentlich anders beeinflusst werden kann als in großen Sälen. Daher auch die auf 30 beschränkte Kursteilnehmerzahl. Lagermäßig sollte die Einrichtung schon sein, aber auch freundlich und darnach habe ich die Aufgabe auch zu lösen versucht. Gelle Decken, helle Tapetenwände, möglichst geringe Belegung der einzelnen Räume, geschickte Ausnutzung des Platzes im Raum — sollte doch auch in jedem Schlafraum ein Tisch Platz finden, um den sich die Stubengenossen — die Tischgemeinschaften decken sich nicht ganz damit — in ernstem und heiterem Sinn zusammenfinden können, wenn die Tagesarbeit sie nicht zu schnell in die zuge teilten Betten bringt. Diese aus Eisen, grau gestrichen, bergen in zwei Stockwerken den gastlich einladenden Strohsack, die blauweißkariert überzogenen Wolldecken und ein ebensolches Kopfkissen. Die Fen-

¹ Hierzu sechs Photos.

ster Können mit blauweißen Vorhängen geschlossen werden, damit die Sonne die allzumüden Schläfer nicht zu früh weckt. Eine gleichfarbige Decke zierte den Tisch. Mit den Bauarbeiten — zunächst mußte alles Überflüssige, die unbrauchbare Heizung, Wände usw. beseitigt werden — war am 30. Juli begonnen worden, vier Wochen später waren die Arbeiten soweit ge-

dienen, daß nunmehr der Maler das letzte Gewand „auf Neu“ anlegen konnte. Bis auf Weniges war der Bau mit seiner gesamten Einrichtung am 15. September voll bezugsfertig. Für die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit war es eine ganz ansehnliche Leistung der Unternehmer und Arbeiter, die Verständnis und Fleiß für ihre Aufgabe mitbrachten.

Gaienhofen. / Von Ludwig Findh.

Früher dachte ich, als mich dies Gaienhofen bezauberte: „Was ist eigentlich daran? — Ein Ort in der Gori wie andere. Ist es der See?“

Ja, der See ist es. Dieser See hat an seinen Ufern und Schilfbuchten die zarten Stimmungen der Romantik, unglaublich gemischte Farben, und er kann im Sturm so großartig wirklich sein, daß man Gott in seinem Zorne vor sich sieht. Aber den See haben andere Orte auch. Nein, — der See ist es nicht. — Ist es der Strand?

Natürlich, der Strand! Habt ihr schon den körnigen Sand über eure Glieder rieseln lassen beim Baden? Habt ihr die gelben Schneckli ums Horn geschichtet und flirren lassen, Ringe aus Kalk, um Kinder- und Frauenhälse zu tragen? Kennt ihr die Kiedwiesen mit den blauen Enzianen, gelben Schwertlilien, rosa Mehlsprimeln, der lila Fetthenne, schwefelgelbem Spargelklee, silberweißem Wollgras, rötlichem Sonnentau? Die Knabenkräuter alle! — Aber laßt sie stehen, sie gehören niemand und allen. —

Wer hier liegt und horcht, sieht siebenerlei Wasserjungfern, Kiebitze, Kohrdommeln, Haubentaucher, Bachstelzen und Brachvögel. Kennt ihr die Himmelsziege?

Aber Kiedwiesen hat auch Horn und Gundholzen genug, vielleicht noch schöner. — Nein der Strand ist es nicht.

Oder sind es die Zügel, auf Seiden, Mistbühl, vorm Schienerberg? —

Ja, die Zügel sind es. Wer einmal durchs Erlentöging und den Rehbock schimpfen hörte; wer sich durch den Urwald Göhren kämpfte und Ringelnattern begegnete; wer im Frauengrund dem Eisbach nachging — Märchentäl nannten wir es, und es zieht von einem alten Gletschermoor herunter — der ahnt, daß es immer noch Schrate und Waldgeister gibt: der große Pan schläft hier um die Sommermittagstunde.

Dies wird das Wunder von Gaienhofen sein, daß es den See und den Strand und den Zügel und Wald zugleich hat, daß man den Fußpfad bergauf wandern kann über Langenmoos und Büze und Schienen und Oberwald zum Herrentisch in die Ewigkeit.

Wirklich, dort fängt die Ewigkeit an. Man sieht sie unten liegen, die Zegauberge und Randen und Schwarzwald und Schwäbische Alb und die weite Welt. Alles vom obersten Punkt. — Und dann ist man ganz still und spricht nicht mehr und geht wieder den Berg hinunter und hat Gott ins Herz gesehen, und mündet in Gaienhofen und läßt diese Himmelsbläue mit den weißgeballten Wolken in sich sinken und ist wieder etwas geworden, was man schon lange nicht mehr war in der hastenden Stadt und weiten Welt: Mensch.

Dritter deutscher Volkstundetag in Heidelberg.

Sonderbericht für die badische Schule von Wolfgang Treutlein.

In Heidelberg waren Mitte September die Volkstundeforscher aus dem ganzen Reich, darüber hinaus aber auch aus dem Auslandsdeutschum, dann aus Schweden, Luxemburg und der Schweiz zum dritten deutschen Volkstundetag zusammengekommen. Mit begreiflicher Spannung hatte man in Kreisen der Wissenschaft wie der Öffentlichkeit dieser Volkstundetagung entgegengesehen, mußte es sich doch auf dieser Tagung erweisen, inwieweit

es seit der deutschen Erhebung gelungen war, die bisher nach Aufbau und Zielsetzung so zersplitterten Kräfte der deutschen Volkstunde in einer einheitlichen Ausrichtung auf das große politische Ziel der Pflege, Deutung und Verkündung deutschen Volkstums zu stoßkräftigem Einsatz zusammenzufassen. Im voraus muß festgestellt werden, daß auf volkstundlichem Gebiet dieses Ziel des politischen Einsages, wie der dritte deutsche Volkstundetag

ergab, noch keineswegs erreicht ist, daß aber Ansätze hierzu vorhanden sind, die bei einzelnen Forschern, besonders im Südwesten des Reiches, auf jahrzehntelange ernste Bemühungen um deutsches Volkstum zurückgehen. Bereits vor 80 Jahren hat der Altmeister der deutschen Volkskunde, W. S. Kiehl, es erkannt und ausgesprochen, daß die Volkskunde, die er die „Vorhalle zu den Staatswissenschaften“ nannte, nur in einer umfassenden politischen Zielsetzung ihre besondere Aufgabe erblicken und erfüllen könne; es bleibt zu hoffen, daß die erstmalige Verleihung der neugestifteten W. S. Kiehl-Medaille für besondere Verdienste um die Volkskunde an den Leiter des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, Prof. John Meier, Freiburg, als ein Zeichen des Anknüpfens an Kiehlsche Überlieferungen und als erster Schritt der deutschen Volkskunde auf der ihr vorgezeichneten politischen Bahn gewertet werden kann. Die besondere Wichtigkeit einer derart politisch ausgerichteten Volkskunde gerade im neuen Staate betonte beim Begrüßungsabend der badische Unterrichtsminister Dr. Wacker, der in seiner Ansprache die Volkskunde neben der Rassenkunde als die nationalsozialistische Wissenschaft bezeichnete, da sie sich mit der Erforschung und Verkündigung des Volkstums, somit mit der Grundlage des neuen Reiches beschäftige. Der badische Kultusminister sagte aus diesen Gründen der Volkskunde, im Gegensatz zu früheren Ministerien, die volle Unterstützung des badischen Kultusministeriums zu. Es war ein guter Gedanke gewesen, die Arbeit des dritten deutschen Volkskundetages unter den leitenden Grundgedanken „Die Welt des deutschen Bauern im Lichte volkskundlicher Forschung“ zu stellen. So war die Einheitlichkeit der Tagungsarbeit im großen und ganzen gewährleistet, wenn auch einzelne Redner sich nicht streng an diesen Leitgedanken hielten. Die Vermutung, die bei der Betrachtung des Leitgedankens der Tagung aufkommen konnte, daß es sich bei der bewußten Beschränkung auf das Bauerntum in all den Vorträgen dieser Tagung um einen Rückfall in vergangene Zeiten einer romantisierenden Bauernkunde oder gar bei der heutigen Betonung des Bauerntums um ein Gafchen nach billigen politischen Wirkungen handle, erwies sich als falsch, denn man darf nie vergessen, daß für den Volkskundler bei aller umfassenden Ausweitung seiner Wissenschaft die Beschäftigung mit bäuerlichen Verhältnissen nach wie vor den besten und leichtesten Zugang zu den Quellen unseres Volkstums bietet.

Es ist im Rahmen dieses Berichtes unmöglich, auf alle Vorträge des Volkskundetages näher einzugehen, und so soll nur das Wichtigste und Richtungsgebende dieser Tagung ausführlicher dargestellt werden. — Das Leben des Bauern nimmt seinen Verlauf in den festgefüigten Gemeinschaften der Familie, der Nachbarschaft, des Dorfes und der Kirche. Die Bedeutung von Sitte und Brauch und die der bäuerlichen Tracht für die Erhaltung und Belebung dieser Gemeinschaften war der Gegenstand zweier Vorträge von Konservator Lämle, Stuttgart, und Fräulein Dr. Sain, Mardorf. In beiden Vorträgen kam zum Ausdruck, daß es vor allem Sitte, Brauch und Tracht sind, die dem Bauern die arteigene Sicherheit der bäuerlichen Haltung verleihen. Deshalb sind sowohl Sitte und Brauch wie auch die Tracht in erster Linie nach ihrer Bedeutung für das Leben der Dorfgemeinschaft, nicht aber nach künstlerischen Gesichtspunkten zu bewerten. — Großenteils neue Wege in der Sausforschung wiesen die Ausführungen von Prof. Selbok, Innsbruck, über „Siedlung und Saus im Leben des deutschen Bauern“. Er forderte eine Sausforschung auf rassischer Grundlage, denn auch im Sausbau ist das Blut Träger der Form. So ergibt sich nach Selbok beispielsweise, daß in Deutschland rassereine Gegenden auch reine Sausformen mit stark ausgeprägtem germanischen Schmuckgefühl aufweisen.

In der Forschung müssen daher in Zukunft weit mehr die Herkunft der Saus- und Siedlungsformen aus dem Sippenbewußtsein und aus bestimmten „Sozialformen“ als wie bisher die Einflüsse der Umwelt Berücksichtigung finden. — Eine Reihe von Vorträgen beschäftigte sich mit dem Volksglauben. Prof. Schwietering, Frankfurt, der über „Volksglaube und Gemeinschaft“ sprach, wies anhand des volkstümlichen Erzählgutes, vor allem des Märchens, das zwar im Rahmen des Vortrags einen zu breiten Raum einnahm, nach, daß alles lebendige gemeinschaftsbildende Volksgut nur als Gemeinschaftsgut richtig verstanden werden kann. Das Letzte und Tiefste eines solchen Gemeinschaftsgutes ist die religiöse Glaubensgrundlage, bei deren Wegfall sich jede Gemeinschaft lockern muß. Über „Glaube und Ethos des deutschen Bauern“ sprachen in diesem Zusammenhange von der protestantischen Seite Prof. Koch, Gießen, und von der katholischen Seite Prälat Prof. Schreiber, Münster in Westfalen. Koch gab als bestimmende Besonderheit der bäuerlichen Frömmigkeit den Auftrag zur geordneten Pflege der lebendigen Schöpfung an. Dadurch wird der Bauer zum Menschen höchster Sachlichkeit. Den Zwiespalt der bäuerlichen Seele zwischen Wille und Herz, den Koch übrigens in seinen Ausführungen überbetonte, überbrückt als Macht der Erlösung der Christenglaube. Auch Schreiber stellte als den Mittelpunkt bäuerlicher Frömmigkeit die Bindung an Gott heraus, und zwar wird in diese Bindung alles, auch Saus und Hof einbezogen, so daß ein Verkommenlassen des Hofes für bäuerliche Begriffe eine Sünde gegen Gott ist. In einem ausgezeichneten Überblick über den gegenwärtigen Bestand des deutschen Volksglaubens, der in seiner Vielgestaltigkeit der reichen Gliederung der Nation entspricht, kam Schreiber darauf zu sprechen, daß an dem Bilde bäuerlicher Frömmigkeit Familie, Siedlung, Geschichte und Stammeseigenart maßgebend mitgeformt haben. Die Besonderheit des Volksglaubens ist seine Naturnähe, wie sie in festen und Bräuchen, in Wallfahrten und Bittgängen ihren Ausdruck findet. Der lebendige Volksglaube wandelt sich ständig, Neues wird übernommen, Fremdes wird wieder abgestoßen; aber es ist einseitig, wenn Schreiber als Vorbedingung zur lebendigen Weiterentwicklung des Volksglaubens die fortwährende Verbindung zum offiziellen Kult der Kirche für unumgänglich notwendig hält. Der Volksglaube hat ebenso wie das gesamte Volkstum in all seinen Erscheinungsformen und Ausstrahlungen selbst die Kraft, ohne ein dauerndes Gängelband der Kirche zu wachsen und sich zu entfalten. Über den Hauptmangel dieses Vortrages, daß nämlich geflissentlich vermieden wurde, nach Herkunft, Bodenständigkeit und Arteigenheit des deutschen Volksglaubens zu fragen, hilft auch die ziemlich unvermittelte Schlussfeststellung Schreibers nicht hinweg, daß man von einer Eindeutschung des Volksglaubens, von Heiligen des volksdeutschen Raumes (ist es Zufall, daß die Beispiele hierfür alle von der Südoftgrenze des Reiches genommen waren?), von deutschem Kirchenlied und Passionspiel, ja von deutschen Kultzentren wie Regensburg und Augsburg sprechen könne.

Den in seiner politischen Zielsetzung wertvollsten Vortrag dieser Tagung hielt unser badischer Volkskundler, Ministerialrat Prof. Fehle, über „Antikes und Christliches im deutschen Volkstum“. Er führte ungefähr folgendes aus: Unser Drittes Reich baut auf dem Volkstum auf. Unserem Volkstum hat man bisher sehr unrecht getan, wenn man behauptete, es bestehe aus drei Komponenten, dem Germanischen, dem Antiken und dem Christlichen. Dem ist nicht so, das Germanische bildet die Wurzel unseres Volkstums, auf dessen Äste der christliche und antike Zweig aufgepfropft wurden. Am besten läßt sich diese Entwicklung noch an der Geschichte des Weihnachtsbaums verfolgen. Das germanische Erbe ist bisher viel zu wenig

beachtet worden, trotzdem wir Deutsche uns in der glücklichen Lage befinden, in Tacitus' Germania eine ausgezeichnete Quelle für die Frühgeschichte unseres Volkes zu besitzen. Fehle wandte sich in diesem Zusammenhange auf das Schärfste gegen alle, die in der Art des Kardinals Faulhaber versuchen, dem Volke ein verzerrtes und falsches Bild seiner Frühgeschichte zu geben. Das deutsche Volkstum hat im Laufe seiner Geschichte einen dauernden Kampf zu führen gehabt: nicht nur gegen Einfälle fremder Heere, sondern auch gegen die dauernde Gefahr der Überfremdung durch undeutsches Geistesgut. Das Christentum fand in einer völkisch gestalteten Form Eingang, wie ja jedes religiöse Erleben der Bodengebundenheit nicht entbehren kann. Auch ist die Forderung, die Fehle daran anknüpft, nicht unbillig, daß das Christentum sich mit dem germanischen Empfinden ebensogut vertragen müsse als mit der Antike. Es läßt sich andererseits aber nicht leugnen, daß das Christentum auf die Gestaltung deutschen Wesens maßgebenden Einfluß gehabt hat. Von einem entsprechenden bleibenden Einfluß der Antike auf das deutsche Bauerntum kann ebensowenig die Rede sein als von einem solchen der Renaissance auf das deutsche Bauernhaus. Das deutsche Bauerntum hat bisher alle Überfremdungsversuche siegreich überstanden, und heute ist es an der Zeit, eine Geschichte des deutschen Volkstums und seines Kampfes um Bestand und Keinerhaltung zu schreiben.

Im Verlaufe des Volkskundetages kamen auch die Fragen der volkskundlichen Forschungsmethoden und der angewandten Volkskunde zur Sprache. Dr. Schlenger, Berlin, gab in seinem Vortrage „Der bäuerliche Lebenskreis im Atlas der deutschen Volkskunde“ einen guten Einblick in die Arbeit und die Auswertungsmöglichkeiten des Atlas der deutschen Volkskunde, der zu den derzeit wichtigsten Hilfsmitteln volkskundlicher Forschung gehört. Mit den Antworten seiner 20 000 freiwilligen Mitarbeiter im ganzen deutschen Raum vermag uns der Atlas den seit langem ersehnten Überblick über den heutigen Bestand des deutschen Volksgutes zu geben. Freilich ist die Arbeit an diesem Riesenwerke noch in vollem Gange und noch keineswegs abgeschlossen, so daß erst nach Jahren wissenschaftlicher Bearbeitung das viel farbige Gesamtbild vor uns wird erstehen können. Heute aber schon zeigt der Atlas der deutschen Volkskunde neue Wege und Ansatzpunkte für die volkskundliche Forschung.

Die Stellung der Volkskunde in Schule und Volkserziehung behandelten Prof. Freudenthal, Hirschberg, und Studienrat Böhm, Berlin. Das Fragen und Suchen nach der bestmöglichen Umsetzung und Verwirklichung volkskundlicher Erkenntnisse in Schule und Erziehung hat seit Jahren jede volkskundliche Tagung beschäftigt, und es war nur selbstverständlich, daß unter den neuen Verhältnissen in Staat und Erziehungswesen die Behandlung dieser Fragen bei der diesjährigen Tagung einen breiten Raum einnahm. Freudenthal sagte: der Volkskunde fallen im Rahmen einer umfassenden nationalpolitischen Besinnung aller deutschen Wissenschaften zwei Hauptaufgaben zu: sie muß einerseits die seelenkundliche Grundwissenschaft einer neuen deutschen Erziehungs- und Bildungslehre sein, zugleich aber eine sachkundliche Lehre von den volkstümlichen Gegenstandsbereichen, deren sie sich bedient und in denen sie sich verwirklicht. So müssen wir fordern, daß der Volkserzieher voll und ganz im volkstümlichen Leben

der Gegenwart steht und an ihm zutiefst teil hat. Es genügt nicht, daß er eine noch so gelehrte literarische Vertrautheit mit der schriftlichen Überlieferung aufzuweisen hat. „Nur wer Volk lebt, kann Volk künden!“ Bei der praktischen Umsetzung dieser Gedanken in Anwendung auf die Grund- und Hauptschule ergibt sich als Grundtatsache, daß Volkskunde nicht zusätzlich gelehrt werden kann, sondern daß sie der Volkskunde den Untergrund einer ganzheitlichen volkstümlichen Bildung und Erziehung liefern muß. Fast in allen Unterrichtsfächern sind Ansatzpunkte hierzu vorhanden. Die Grundforderung jedes volkskundlichen Unterrichts muß die Anschaulichkeit sein. Das Ziel volkskundlichen Unterrichts ist die Beziehung alles rein Stofflichen und Wissensmäßigen auf den deutschen Volksmenschen. Schon W. S. Kiehl hat betont, daß erst, wenn der Koch zum Mann, der Topf zum Töpfer, also das Stoffliche zum Richtunggebenden führt, die Volkskunde ihren Sinn und ihre Aufgabe erfüllt. Durch solchen volkskundlich-lebensnahen und lebensbezogenen Unterricht wird der Einbau der Schule in gemeindeutsche Art und Sitte gewährleistet. — In der Höheren Schule liegen, wie Böhm betonte, die Verhältnisse ungleich schwieriger. Es können dort vorerst nur Übergangsmaßnahmen für den Einbau der Volkskunde getroffen werden, weil es weitgehend an volkskundlich vorgehaltenen Lehrkräften fehlt. Es waren beispielsweise in der Millionenstadt Berlin keine 10 Lehrer an Höheren Schulen zu finden, die imstande gewesen wären, volkskundliche Lehrgänge zu leiten! Solange aber diese volkskundlich geschulten Lehrkräfte fehlen, ist jeder noch so schöne und vollkommene Lehrplan ein Unding. Als Ziel der volkskundlichen Unterbauung des Unterrichts an Höheren Schulen ist herauszustellen, den Schülern die grundlegenden Erkenntnisse der Volkskunde nahe zu bringen, nicht nur in der Art einer gelegentlichen Berücksichtigung, sondern in einer neuen Zielsetzung und Durchbringung. — Es ist zu bedauern, daß nicht in gleicher Weise die Frage der Stellung der Volkskunde an den deutschen Hochschulen im Rahmen dieser Tagung behandelt wurde.

Bei einem Rückblick auf den Verlauf und auf das Ergebnis des dritten deutschen Volkskundetages bietet sich ein in seiner Buntheit verwirrendes Bild verschiedenster Arbeitsgebiete und Ziele. Schen wir nur einmal auf die Teilnehmerliste des Volkskundetages, so machen es uns die vielerlei Berufsangaben der verschiedenen Volkskundeforscher, unter denen sich in bunter Reihenfolge Germanisten, Religionswissenschaftler, Altphilologen, Museumsdirektoren, Konservatoren, Studienräte und andere Lehrer aller Schulgattungen neben den Vertretern der Geistlichkeit beider Bekenntnisse finden, einigermaßen verständlich, warum der Weg zu einem geschlossenen Einatz der deutschen Volkskunde so langwierig und so schwierig sein mußte, da ja ihre Führer großenteils von ihrem Beruf her „erblich vorbelastet“ waren. Heute steht das Ziel der Volkskunde als Forschung und Lehre vom deutschen Volkstum nach seinen Grundkräften seelischer und geistiger Art und nach seiner vielfältigen Gestaltungskraft klar vor uns. Der Weg ist in der Verbindung zum deutschen Volksmenschen und seinem Volkstum ein politischer im besten Sinne. Hoffen wir, daß die deutsche Volkskunde diesen Weg bis zum nächsten deutschen Volkskundetag in größerer Einigkeit und klarer Erkenntnis des Zieles unter Einatz aller Kräfte ein gut Stück weitergehen wird zum Segen unseres Volkstums!

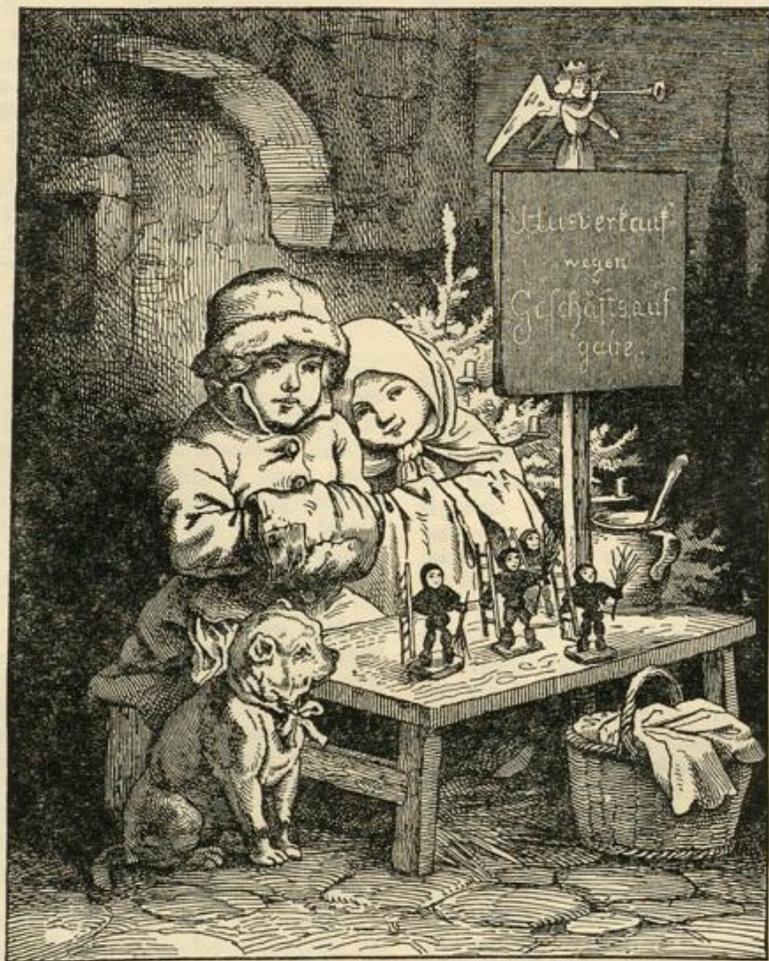
Die handliche



Er jehet
Du liden
Dy Lieb u
Gott ge's
Dy wach m
Dy Muetter
Dy geht un

Ma holt e
Was hat i
No jehet
Dy Grotz
Ma Grotz
Was so
Ma holt
Dy Grotz
Ma Grotz
Dy Grotz

Ma holt e
Was hat i
No jehet
Dy Grotz
Ma Grotz
Was so
Ma holt
Dy Grotz
Ma Grotz
Dy Grotz



Ludwig Richter.

Auf dem Dresdner Weihnachtsmarkt.